



13. August 2023 – Israelsonntag

Was für ein Volk!

5. Mose 4,6



**Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste**

Inhalt

- 2 **Editorial** *Jutta Weduwen*
- 4 **Geleitwort** *Beate Hofmann*

I. Anstöße aus der biblischen Tradition

- 8 **Predigtmeditation für den Israelsonntag 2023**
Das Feuer vom Sinai
Zu 5. Mose 4,5–20
Manuel Goldmann
- 18 **Liturgie**
Vorschlag für die liturgische Gestaltung eines Gottesdienstes
zum Israelsonntag
10. Sonntag nach Trinitatis, 13. August 2023
Matthias Loerbroks
- 25 **Psalm 122**
Lorenz Wilkens
- 26 **Auslegung**
Psalm 122
Lorenz Wilkens
- 29 **Wochenspruch: jüdisch-christlich kommentiert**
Milena Hasselmann und Theresa Dittmann

II. ASF-Freiwillige berichten

- 34 Diese Sätze, Geschichten und Gefühle trage ich stets mit mir
Greta Bauer
- 36 Wundervoll, anstrengend, immer intensiv
Linda Liedel
- 40 Nicht nur jüdische Geschichte, sondern eine lebendige Gemeinde
Thora-Marit Bilz

III. Zeitgeschichtliche und politische Bezüge

- 44 Jüdische Vielfalt in Deutschland: alternative und emanzipatorische Räume
Hannah Peaceman
- 51 Erinnerungskonstellationen ohne Gleichsetzungen
Astrid Messerschmidt
- 57 Störung hat Vorrang
Von der Notwendigkeit christlicher Antisemitismuskritik
Christian Staffa

IV. Literatur und Film

- 62 Kühne Geschichten
Beate Barwich
- 64 Literaturempfehlungen
Helmut Ruppel
- 72 Hallelujah: Leonard Cohen, a Journey, a Song
Angelika Obert
- 76 Kollektenbitte
- 77 Impressum

Zum Titelbild:
Männer und Frauen beten gemeinsam in der Fraenkelufer-Synagoge in Berlin.

Diese und frühere Ausgaben der ASF-Predigthilfe finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchengemeinden und Pfarrer*innen auch unter www.asf-ev.de/predigthilfe.
Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de beziehungsweise (030) 283 95-184.

Editorial

Jutta Weduwen

Liebe Leser*innen,

wie aus Angaben des Bundeskriminalamts hervorgeht, ist die Zahl der Gewalttaten gegen Jüdinnen*Juden im vergangenen Jahr weiter angestiegen – Beratungsstellen und Betroffene weisen schon lange darauf hin. Seit über vier Jahren nehmen in unserem Land antisemitische Straftaten kontinuierlich zu. »Es bleibt nicht bei Worten und Sachbeschädigungen, sondern die Gewalt richtet sich immer häufiger direkt gegen Jüdinnen und Juden selbst«, so der Präsident des *Zentralrats der Juden in Deutschland* Josef Schuster gegenüber der Welt. Zu den Gewalttaten zählen Beleidigungen, Drohungen, Hetze und Anschläge auf Personen und jüdische Einrichtungen; hinzu kommen Verschwörungserzählungen in Pandemie- und Kriegszeiten. Antisemitismus ist immer auch eine Bedrohung für unsere gesamte Gesellschaft, auch wenn er sich gewalttätig vor allem gegen Jüdinnen*Juden richtet.

Wir wissen heute, dass die giftigen Wurzeln des Antisemitismus und der Judenfeindschaft tief in unsere Kirchen und in unsere Theologie reichen und mancherorts bis heute Gift verstreuen. Seit dem 16. Jahrhundert gedachten die evangelischen Kirchen am Israelsonntag mit Überlegenheit und Häme der Zerstörung des jüdischen Tempels in Jerusalem. Im 19. Jahrhundert wurde der Sonntag zum »Tag der Judenmission«. In unserer Zeit blicken wir an diesem Tag mit Trauer auf das Unrecht, das Jüdinnen*Juden – auch von uns, der Christenheit – angetan wurde. Wir erinnern uns, dass Gottes Bund zuerst Israel galt und immer noch gilt.

Zugleich sollten wir offen und neugierig für die vielfältigen und dynamischen Lebens- und Glaubensentwürfe sein, die Jüdinnen*Juden heute in Deutschland, Israel und anderswo leben, und ebenso empathisch für die Lebensrealitäten am Rande der Gesellschaft, wie von jüdischen Kontingentflüchtlingen, die unter Altersarmut leiden.

Mit dieser *Predigthilfe* zum Israelsonntag 2023 möchten wir Impulse geben und zur Solidarität und Begegnung mit unseren jüdischen Geschwistern ermutigen. Schauen wir nicht weg! Solidarität braucht aufmerksames Hinschauen, lebendige Begegnungen und einen respektvollen Austausch über das, was uns verbindet und was uns unterscheidet.

Über solche lebendigen Begegnungen und solidarisches Engagement bei ganz unterschiedlichen jüdischen Partnerorganisationen erzählen drei unserer Frei-

willigen aus Großbritannien, Griechenland und Israel. Ihre Berichte stehen exemplarisch für viele ermutigende Erfahrungen aus der Arbeit von ASF, für die wir sehr dankbar sind.

Unter den Anstößen aus der biblischen Tradition finden Sie Beiträge zur inhaltlichen und liturgischen Gestaltung des Gottesdienstes am Israelsonntag. Dazu zählt eine Predigtmeditation von Manuel Goldmann. Er entdeckt im Predigttext Dtn 4,5–20 biblische Einsichten zu »Israels Größe, seiner Gefährdung und der unwandelbar über allem stehenden Treue und Barmherzigkeit Gottes in einer Weise, die christliche Gemeinden aus der Völkerwelt zum eigenen Lernen einlädt und ihnen Anlass gibt, dankbar und demütig, kritisch und solidarisch in den Ausruf einzustimmen: ›Was für ein Volk!‹«. Das Institut *Kirche und Judentum* bietet wiederum nicht nur zum Israelsonntag, sondern wöchentliche Anstöße und Kommentare aus jüdischer oder christlicher Feder zum jeweiligen Wochenspruch.

Als zeitgeschichtliche und politische Bezüge in dieser *Predigthilfe* veröffentlichen wir unter anderem einen Beitrag von Hannah Peaceman über jüdische Vielfalt in Deutschland jenseits etablierter Gemeindestrukturen und auch jenseits von verengten Perspektiven und Medienbildern der Mehrheitsgesellschaft. Des Weiteren skizziert Astrid Messerschmidt eine differenzierende Rassismus- und Antisemitismuskritik, um über das Verhältnis von postkolonialer und postnationalsozialistischer Geschichtsreflexion nachzudenken, ohne erinnerungspolitische Revisionen vorzunehmen. Christian Staffa schließlich weist mit »Störung hat Vorrang« auf ein neues digitales Bildungsangebot für Gemeinden, Schulen und Interessierte zum kritischen Umgang mit Antisemitismus in und um Kirche hin.

Auch in dieser *Predigthilfe* finden Sie wieder inspirierende Hinweise auf Bücher und Filme, für die ich den Rezensent*innen Beate Barwich, Angelika Obert und Helmut Ruppel sehr herzlich danke.

Ich danke dem ehrenamtlichen Redaktionsteam um Gabriele Scherle, Marie Hecke, Angelika Obert, Lorenz Wilkens und Matthias Loerbroks sowie allen Autor*innen sehr herzlich für ihre Beiträge und wünsche Ihnen, liebe Leser*innen, ermutigende Anstöße zum Weiterdenken und Handeln.

Ihre Jutta Weduwen

Geschäftsführerin

Geleitwort

Beate Hofmann

»Was für ein Volk!« In diesen wenigen Worten steckt vieles auf einmal: Bewunderung, Verehrung, Irritation, vielleicht sogar Provokation. Die Begegnung mit dem Volk Israel löst bis heute unterschiedliche Reaktionen aus. Die einen sind fasziniert davon, wie jüdische Menschen ihren Glauben im Alltag leben, wie sie – verstreut auf der ganzen Welt – die Beziehung zu Gott pflegen und in der ständigen Auseinandersetzung mit der Heiligen Schrift stehen. Andere fühlen sich befremdet und lassen sich verführen zu stereotypen Bildern oder gar Verschwörungstheorien zu »den Juden«.

Wie verbreitet antisemitische Denkmuster quer durch die Bevölkerung vertreten sind, konnten Mitarbeitende der Bildungsstätte Anne Frank letztes Jahr auf der *documenta 15* in Kassel eindrücklich erleben. In ihrem Bemühen, das Publikum dieser Ausstellung zeitgenössischer Kunst für antisemitische Stereotype in einigen Kunstwerken zu sensibilisieren, stießen sie erschreckend oft auf Ressentiments und Verschwörungsnarrative. Dabei waren es keineswegs nur Menschen aus weit rechts stehenden Parteien, die ihnen da mit antisemitischen Vorurteilen und Aussagen begegneten. Viele Besucher*innen ärgerten sich über die Kritik an antisemitischen Stereotypen in einigen Kunstwerken, die auf der *documenta 15* gezeigt wurden; andere waren empört über diese Kunstwerke und betroffen darüber, dass sie in Deutschland gezeigt wurden. Und manche erlebten hilflos, wie schwer es war, über diese Fragen miteinander zu sprechen.

Ich habe in den aufgeheizten Diskussionen des letzten Jahres hier in Kassel im Umfeld der *documenta 15* viel gelernt, etwa wie schwierig es ist, Diskussionen über Antisemitismus und über Israel so zu gestalten, dass auch die Menschen Kritik an Stereotypen verstehen und nachvollziehen können, die sich noch nicht intensiver mit Antisemitismus und Judenhass auseinandergesetzt haben. Die Emotionalität, die Heftigkeit der Vorwürfe, auch die pauschalen Urteile, die da auf beiden Seiten zu hören waren, zeigen mir, dass wir noch einen langen Weg vor uns haben. Das Verhältnis zu Jüdinnen*Juden und zu Israel wird ein aktuelles Thema bleiben.

Darum ist es gut, dass wir jedes Jahr am Israelsonntag die Gelegenheit haben, über wichtige Aspekte des Verhältnisses von Jüdinnen*Juden und Christ*innen nachzudenken und jüdische Theologie und Spiritualität besser kennenzulernen. Davon kann auch unser eigener Glauben tiefer und reicher werden. Für mich war zum Beispiel die Begegnung mit jüdischer Schabbatkultur eine

prägende Erfahrung, die Spuren in meinem Umgang mit Pausen und Unterbrechungen des Alltags hinterlassen hat.

Der diesjährige Israelsonntag mit seinem Motto »Was für ein Volk!« lädt ein, die Vielfalt der religiösen Traditionen und Lebensweisen im Judentum zu erkunden. Denn »das Volk« ist ein buntes Völkchen – und war es schon immer. Das spiegeln auch die biblischen Schriften.

Was die Menschen jüdischen Glaubens quer durch alle Gruppen verbindet, ist die besondere Beziehung Gottes zu seinem Volk. Gott hat Israel erwählt, aus der Sklaverei befreit, ihm die Tora gegeben und durch die Erfahrungen von Exil, Flucht, Verfolgung und Zerstreuung begleitet. Aneinander festhalten, sich aneinander reiben, ärgern, fremd werden, aber doch umeinander kämpfen, davon erzählt die Liebesgeschichte zwischen Gott und seinem Volk, die der Predigttext aus Dtn 4 reflektiert. Davon werden wir in den Gottesdiensten am Israelsonntag sprechen.

Es gilt an diesem Tag auch klarzumachen, dass diese besondere Beziehung zwischen Gott und dem jüdischen Volk weiterhin besteht. Die Kirche löst diese Beziehung zwischen Gott und seinem Volk nicht ab und tritt nicht an die Stelle Israels. Vielmehr haben Christ*innen durch den Juden Jesus auch Zugang zum Glauben an den Gott Israels, der sich in der Geschichte mit dem Volk Israel offenbart hat.

Gemeinsam sind wir heute dazu gerufen, in unserem Leben Zeugnis für unseren Glauben zu geben – und dabei voneinander zu lernen.

So wünsche ich Ihnen einen inspirierenden Israelsonntag!

Dr. Beate Hofmann ist Bischöfin der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck.



Berliner »Goldadelux«,
israelisches Pop-up Food im
jüdischen Café Pils



Omri und Yuval, ein Teil der
Band Sistanagila, proben
ihren jüdisch-iranischen
Musikstil im Studio in Berlin.

JÜDISCHES LEBEN HEUTE

David Bachar



Israelischer Tänzer bei den
Jüdischen Kulturwochen in
Frankfurt am Main

Die jüdische Bundesweh-
soldatin und Kompaniechefin
Anne Ryan spielt mit ihrem
Sohn in Hohenfels.



I. Anstöße aus der biblischen Tradition

Predigtmeditation für den Israelsonntag 2023

Das Feuer vom Sinai

Zu 5. Mose 4,5-20

Manuel Goldmann

»Was für ein Volk!« – so könnte es in Gesprächen der internationalen Community eines Tages heißen, wenn die Rede auf Israel kommt. In der Tora zumindest wird damit gerechnet, wie der diesjährige Predigtabschnitt für den Israelsonntag zeigt. Er ist Teil einer flammenden Predigt des deuteronomischen Mose zum ersten und zweiten Gebot – unter betontem Einschluss des Bilderverbots. In einer Zeit grassierender religiöser Fundamentalismen – christlich, muslimisch und auch jüdisch – mit ihren interessegeleiteten Verabsolutierungen bestimmter Aspekte der biblisch bezeugten Offenbarung ist diese Mose-Predigt schon deshalb herausfordernd aktuell. Und als Predigttext speziell für den 10. Sonntag nach Trinitatis bündelt Dtn 4 biblische Einsichten zu Israels Größe, seiner Gefährdung und der unwandelbar über allem stehenden Treue und Barmherzigkeit Gottes in einer Weise, die christliche Gemeinden aus der Völkerwelt zum eigenen Lernen einlädt und ihnen Anlass gibt, dankbar und demütig, kritisch und solidarisch in den Ausruf einzustimmen: »Was für ein Volk!«

Die Perikope bietet nur einen Ausschnitt aus einem größeren Zusammenhang, der für ihr Verständnis wichtig ist. Erst wenn man bis Vers 40 liest, wird das spannungsvolle Geflecht von volltönendem Zuspruch und scharfen Warnungen wirklich erkennbar, das dieser Mose-Predigt ihre besondere theologische Kontrapunktik gibt. Daher schließe ich an die Einzel-

beobachtungen zu den Perikopenversen einige summarische Hinweise zum Gesamtzusammenhang an.¹

Einzelwahrnehmungen am Predigttext

V. 5: Der Predigtabschnitt beginnt sehr elementar: Mose tritt explizit als Lehrer auf, der Israel die Gebote Gottes einprägt und zu deren immer neuem Lernen und Tun anhält. Alle im Gottesvolk sind Lernende! Gottes Wort und sein Wille sind eben nicht immer schon in den Tiefen der menschlichen Seele verborgen, sodass Israel nur in sich hineinhorchen oder seinen Instinkten folgen müsste, um seiner Berufung zu entsprechen; vielmehr bedeutet Gottes Anruf an sein Volk auch, dass es aus vielem, was natürlich ist oder scheint, herausgerufen wird – auf einen Weg eben, den Gott es führt. Und dieser Weg muss von Situation zu Situation neu erkannt und expliziert werden, damit Gottes Wille in Israels Leben Gestalt annehmen kann. All das macht das Volk, dem die Tora anvertraut ist, zum Urbild einer »Lerngemeinschaft«.

V. 6: Dieses Lernen, so heißt es in einem überraschenden Perspektivwechsel, wird ausstrahlen, bis sogar die Völker aufzuhorchen beginnen, weil Israel ihnen als »weises und verständiges Volk« Eindruck macht (so wie Josef dem Pharao und seinen Weisen Eindruck machte).² Natürlich ist das zunächst eine rhetorisch motivierte Fiktion. Zugleich sagt dieser Perspektivwechsel etwas über den Anspruch aus, dass die Tora, wenn sie im Sinne Gottes von Israel gelebt wird, für die umgebenden Völker jedenfalls nicht unverständlich und gleichgültig bleiben, sondern immerhin ihr Wohlwollen, ja ihre Bewunderung wecken wird.

Historisch ist die hier formulierte Ausstrahlung Israels in die Völkerwelt keineswegs Fiktion geblieben; für die Antike ist beispielsweise belegt, dass tatsächlich eine beachtliche Zahl von Menschen (Schätzungen gehen teilweise gar von zehn Prozent der Bevölkerung des Imperium Romanum aus) als »Gottesfürchtige« im Umfeld jüdischer Gemeinden lebten, weil der Monotheismus, die Bildlosigkeit und die ethischen Grundsätze des Judentums ihnen solchen Eindruck machten.

V. 7 f.: Das Staunen der Völker wird aus der Binnenperspektive Moses respektive Israels noch einmal empathisch verstärkt. Israels »Größe« besteht theologisch in einer doppelten Gabe: darin, dass Gott ihm nahe ist und dass er ihm seine gute (»gerechte«) Ordnung für das Leben als sein Volk anbefohlen hat. Wie immer der religionsvergleichende Anspruch dieser Doppelaussage zu beurteilen ist – eine charakteristische Kontur biblischer Tora-Frömmigkeit wird damit sicher getroffen. Jeschajahu Leibowitz hat für christliche Gegen-

über oft vom »sakramentalen«(!) Charakter der Gebote im Judentum gesprochen, um diese das jüdische Leben durchziehende Erfahrung der Gottesnähe in, mit und unter den Geboten zu verdeutlichen.

V. 9 f.: Die vollmundige Würdigung Israels als »großes Volk« im Vorangehenden wird sogleich unter deutlichen Vorbehalt gestellt: »Jedoch hüte dich!« Weil Israel seine Größe dem Wunder verdankt, dass Gott es seiner Anrede gewürdigt hat, hat alles gerade Gesagte nur Gültigkeit, wenn und sofern Israel aus dieser Anrede Gottes lebt.

Das könnte nun die Überleitung sein zu einer der Gebotsparänesen, von denen es so viele im Deuteronomium gibt (Vv. 6,10–19; 8,1 ff. und viele andere). Hier jedoch erfolgt eine andere, sehr auffallende Weichenstellung. Statt auf das Corpus der Gebote und Rechtssätze wird, viel grundlegender, auf diejenige Erfahrung verwiesen, die hinter diesem Corpus steht und der die Gebote überhaupt entstammen: Israels Begegnung mit Gott am Horeb. Damals und dort hat das Volk es am unmittelbarsten mit Gottes Anrede zu tun bekommen. Alles andere ist gewissermaßen Nachhall dieser Begegnung und hat von ihr her seinen Sinn. Fast wie in Zeitlupe wird darum der Moment dieser Gottesbegegnung vergegenwärtigt: Mose schildert »den Tag, an dem du vor IHM, deinem Gott, am Horeb standest«, in seiner Anbahnung (V. 10 f.), in seiner zentralen Szene (V. 12) und in seinem Ergebnis (V. 13).

Die von den Ausleger*innen gelegentlich verwundert (wenn nicht gar naserümpfend) wahrgenommene Redundanz dieses Kapitels hat gerade hier eine sehr klare Funktion: nämlich mithilfe erzählerischer Kleinschrittigkeit die erinnerte Zeit gewissermaßen »anzuhalten«, um die Hörenden das Ereignis, auf das es so entscheidend ankommt, möglichst intensiv nacherleben zu lassen. Eine sprachlich-theologische Inszenierung, in der es darum geht, die Gesamtheit der Gebote, von denen vorher und nachher die Rede ist, transparent zu machen für das Ereignis der Begegnung mit Gottes Stimme – am Horeb damals und darum auch (wie echohaft abgeschwächt auch immer) im Alltag heute. Für alle Zeiten soll die Erinnerung hieran lebendig und das Rechnen mit der Stimme Gottes wach bleiben. »Das Wunderhafte an Israels Gotteserfahrung ist [...] nicht, daß Gott sich in keinerlei Gestalt, also gar nicht sehen läßt, sondern daß er zu den Seinen redete: hörbar und sinnhaft in Worten.«³

V. 14: An die Niederschrift der »Zehn Worte« auf zwei Steintafeln durch Gott selbst (V. 13 Ende) schließt sich nun die Beauftragung Moses an, das Volk weitere Gesetze und Rechtsvorschriften zu lehren: So mündet das Ereignis der Anrede Gottes an Israel in die zunehmend institutionalisierten Bestimmungen der Tora, die nun gelernt und befolgt werden sollen – mit der Horeb-

Erfahrung im Herzen: also in einer Haltung, die in jeder Gegenwart neu mit der Nähe des lebendigen Gottes rechnet, in Liebe und Ehrfurcht auf ihn ausgerichtet ist und darum auf seine Stimme hören lernt (Dtn 6,4 f.; 13,5; 26,17 u. a.) – auch und gerade in dem Land, das Israel nun anvertraut werden wird.

V. 15: Wieder erklingt das »Hütet euch!«. Denn gerade im Land wird die Gefahr zunehmen, es den anderen Völkern gleich tun zu wollen und sich den eigenen Gott durch Bilder anschaulich und verfügbar zu machen. Dagegen hilft nur die gerade schon begonnene Vergegenwärtigung der Szene am Horeb: Alles noch so spektakuläre Sehen des Volkes am brennenden Berg führte ihm zugleich vor Augen, dass Gott eben nicht zu sehen ist.

V. 16–19: Darum werden aus allen Ebenen der biblischen Kosmologie Beispiele, die zum Bildermachen verlocken könnten, angeführt, um an ihnen das kategorische Verbot einzuschärfen. Das zuletzt in einem eigenen Anlauf genannte »Heer des Himmels« (streng genommen kommt es nicht unter dem Aspekt des Bildermachens, sondern unter dem der Naturvergötterung in den Blick) zeigt, dass die Astralreligionen in Israels Umwelt auch nachexilisch eine elementare Versuchung blieben. Daher wird die Faszination durch den Sternenkult hier aufgegriffen und zugleich mit einer kühnen theologischen Pointe für Israel ad acta gelegt: Der Gott Israels hat die Gestirne allen Völkern unter dem ganzen Himmel »zuteilt«. Das kann heißen: Er hat sie ihnen zugewiesen, eben als Leuchten am Himmel, zur elementaren Orientierung, die allen zugutekommt – gute Schöpfungsgaben also, die zu vergöttern keinerlei Anlass besteht. Wahrscheinlicher ist aber (vgl. Dtn 29,25) ein noch provozierenderer Sinn: Gott hat den Völkern die Gestirne für ihre fehlgeleitete Religiosität zur Verehrung zuteilt oder zumindest überlassen; völlig offen bleibt dabei, ob sie – etwa durch die Begegnung mit Israel – aus diesen Irrwegen herausfinden können und werden.

V. 20: Israel jedenfalls geht seinen Weg unter ganz anderen Voraussetzungen als die Völkerwelt. Gottes befreiende Zuwendung und seine am Sinai besiegelte, dauerhafte Verbindung mit Israel als seinem »Eigentumsvolk« sind die entscheidende Basis dafür. Sehr treffend paraphrasiert Perlitt die Pointe als Zuspruch Gottes: »Laßt die Völker den Himmel voller Götter sehen, ihr aber braucht solchen Ersatz nicht, denn ihr habt mein Wort und meine Weisung, ihr seid mein.«⁴

Zum Spannungsbogen in 4,1–40

In Kapitel 4 redet Mose einerseits in den höchsten Tönen von Israels Berufung, seinem Weg, seiner einzigartigen geschichtlichen Rolle für Gott und für die

Völkerwelt. Zugleich bietet der Text nachdrückliche Sicherungen dagegen, dies alles etwa triumphalistisch zu missdeuten und zu missbrauchen: Insgesamt dreimal (Vv. 9.15.23) ergeht die scharfe Warnung: »Hütet euch!« Sie richtet sich jedes Mal gegen die Verlockung, sich auf dem positiv Gesagten auszu-ruhen und es damit praktisch aufs Spiel zu setzen. Und von V. 25 an bekommt die Warnung noch einen drastischeren Klang: Denn hier erscheint die Katastrophe des Exils am Horizont – gedeutet als geschichtliche Konsequenz dessen, dass Israel seinen Weg mit dem lebendigen Gott schließlich doch durch menschengemachte Gottesbilder verlieren wird.

Zur Zeit des Deuteronomiums liegt diese traumatische Erfahrung bereits in der Vergangenheit, den Hörenden ist also der Ernst der hier formulierten Warnung konkret vor Augen (im Judentum bilden Vv. 25–40 bis heute die Tora-Lesung am 9. Aw, dem Trauertag zum Gedenken an die Tempelzerstörung). Den Schluss des Ganzen (Vv. 29–31) bestimmt aber nicht ein warnender Ton, sondern eine so volltönende Zusage der Bundestreue und Barmherzigkeit Gottes, dass einem christlichen Ausleger wie Luther regelrecht unheimlich dabei wurde (s. u.).

Diese spannungsvolle Grundstruktur wird in einem prägnanten Bild verdichtet, das die ganze Mose-Predigt durchzieht: nämlich dem Feuer, das den Berg Horeb umlodert und in dem Gott sich Israel offenbart hat (Vv. 11.12.15.24.33.36). Dieses Feuer steht für die unverfügbare, verwandelnde Zuwendung Gottes zu seinem Volk am Sinai; es steht für die alles menschliche Bildermachen verwehrende Größe und Lebendigkeit dieses Gottes; und es steht für die Einzigartigkeit der Bundesbeziehung, die Gott mit seinem Volk eingeht und die er in weltgeschichtlich einmaliger Weise in der Begegnung am brennenden Horeb besiegelt. So ist das Feuer vom Horeb das flammende Leitmotiv dieses ganzen Kapitels – und an *einer* Stelle (V. 24) wird es sogar zur sprachlichen Metapher für Gott selber: »JHWH dein Gott ist eine verzehrende Feuersbrunst, ein eifernder Gott.«

Predigtimpulse

Für den Weg zur Predigt hier nun einige knappe, hermeneutisch-homiletische Überlegungen:

Das Wunder des Ursprungs

Israel kommt von einem Wunder her: Gottes Zuwendung zu ihm in der Befreiung aus Ägypten und der Offenbarung am Sinai. Für seinen weiteren Weg hängt alles daran, dass es mit diesem Ursprung in Verbindung bleibt. Die

Gebote zu bewahren, heißt, in ihrem Tun immer wieder die lebendige, heute neue Stimme Gottes zu erwarten und zu suchen. Ebendarum sind alle Bilder, die Gott für menschliche Anschauung zugänglich machen und ihn von vornherein auf menschliche Vorstellungen festlegen, tabu. Alles Sehen am Sinai – so imposant die Feuerphänomene sind – führt nicht weiter als zu der Erkenntnis, dass Gott eben nicht zu sehen ist. Wahrnehmbar wird Gott für Israel nur in seinem Wort, das allerdings umso nachdrücklicher. Darum ist ein Leben im Hören auf dieses Wort für dieses Volk durch alle Zeiten so zentral. Das Hören ist dabei unlösbar mit dem Tun verbunden: Weil das Wort Gottes auf Israels Lebensgestaltung zielt, bedeutet Hören auch gehorsame Praxis. Zugleich ist die Praxis der Gebote eine Aufmerksamkeitsübung, die im Alltag mit Gottes Nähe rechnen lehrt und so erneutes, vertieftes Hören auf seine Stimme anbahnt.

Mit Israel kommen auch wir Jesus-Leute von einem Wunder her. Erzählerisch einprägsam bringt das die Pfingstgeschichte des Lukas auf den Punkt (Apg 2). Sie spielt am jüdischen Wochenfest in Jerusalem, an dem der Gabe der Tora am Sinai und der Stimme Gottes aus dem Feuer gedacht wird. Neu ist bei dem von Lukas erzählten Pfingstfest, dass die bisher verzagte, ihrer messianischen Mission ungewisse Schar der Jesus-Anhänger*innen ihrer Sache plötzlich gewiss wird und nun auch ihre eigene Geschichte mit Jesus, dem Gekreuzigten und Auferweckten, so begeisternd zu erzählen beginnt, dass der Funke überspringt – zunächst über die Sprachgrenzen der internationalen jüdischen Pilgergemeinde hinaus und später dann auch aus dem rein innerjüdischen Bereich in die Völkerwelt.

Lernen von und mit Israel

Mit diesem Übergang verändert sich einschneidend auch die Rolle, die die Tora spielt: Gottes Bundesversprechen an sein Volk Israel und dessen Antwort darauf im Tun der Gebote sind Ausdruck einer einzigartigen Beziehung und Geschichte. Das Ausstrahlen der messianischen Botschaft in die Völkerwelt hinein bedeutet nicht, dass die Völker zu Israel werden, sondern dass Israel zum Licht für die Völker wird. Und wie immer diese das dann buchstabieren werden, auf jeden Fall gilt: Zum einen sind die Völker grundsätzlich nicht in vergleichbarer Weise auf die Gebote verpflichtet wie Israel; zum anderen können sie ihren Weg auch nicht gehen, ohne im Hören auf die Geschichte Israels Lernende zu sein. Denn die im Gesalbten Jesus angebrochene Gottes-herrschaft und die Versöhnung der Welt mit Gott können nur begriffen werden und Gestalt gewinnen, wenn erkannt wird, wer dieser Gott ist; das aber zeigt sich grundlegend an seiner Geschichte mit Israel. Nicht zufällig

illustriert Lukas das Pfingstwunder mit Feuer vom Himmel und spielt so auf ein zentrales Motiv der Sinai-Szene an.

Die Verbindung zum Wunder des Ursprungs zu halten, markiert der Predigttext als die große Aufgabe. Dazu braucht es das gemeinsame Lernen, das Erinnern und das Ringen um eine Lebenspraxis, die sich diesem Ursprung verdankt und die zugleich dafür offen ist, dass das Wunder der Nähe und Zuwendung Gottes nicht nur der Vergangenheit angehört, sondern auch Gegenwart und Zukunft hat – wer weiß, in welcher überraschenden Gestalt.

Im traditionellen jüdischen Lebenszusammenhang ist das »Lernen« in der Schrift, also die intensive Bemühung darum, die Gegenwart im Licht der Tora und die Tora im Licht des gegenwärtigen Lebens zu begreifen und zu gestalten, fundamental. Das Wechselspiel von innovativer Kraft einerseits und Treue zu den eigenen Wurzeln andererseits, das die jüdische Lernkultur bis heute prägt, bietet für Christ*innen eine kostbare Chance zum eigenen Lernen, sei es im Alten, sei es im Neuen Testament – und weit über den Israelsonntag hinaus.

Landverheißung kontra Völkerrecht?

Zur homiletischen Großwetterlage gehört es freilich, dass die politischen Entwicklungen im Staat Israel, insbesondere die zunehmende Ideologisierung des jüdischen Landbesitzes mit der damit verbundenen Gewalt, die Thematik und das Anliegen des Israelsonntags für viele Gemeindeglieder massiv überschatten. Von Dtn 4,6 her liegt geradezu die bittere Frage nahe: Wo sind denn die »Weisheit und Einsicht« dieses »großen Volkes«, wenn es ihm so wenig gelingt, in dem quälenden Spannungsfeld zwischen der biblischen Landverheißung einerseits und dem internationalen Völkerrecht andererseits einen Weg zu finden, der eine Chance auf Umkehr, Versöhnung und Ausgleich bietet? – Die Antwort hierauf kann letztlich nur die jüdische Gemeinschaft, vor allem im Staat Israel selbst, geben. Aber Christ*innen können, auch und gerade, wenn sie am Israelsonntag Gottesdienst feiern, in ihrem Predigen und ihrem Beten an der Hoffnungsperspektive festhalten, die Dtn 4,6 andeutet – auch wenn ihre Einlösung angesichts der momentanen politischen Wirklichkeit in weiter Ferne zu liegen scheint.

Umkehr zum erbarmenden Gott

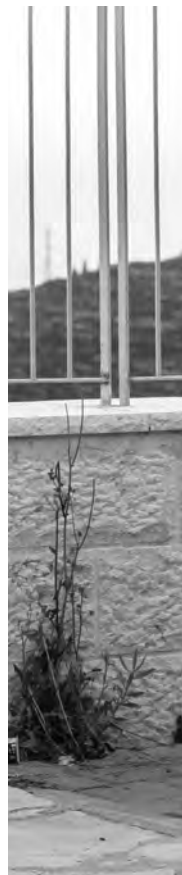
Weit entfernt, ja undenkbar schien ja auch den Verbannten im babylonischen Exil, dass Gott einen neuen Anfang mit ihnen machen könnte nach allem, was war. Aber eben in diese verzweifelte Exilssituation hinein malt Mose ihnen in

einer eindringlichen Schlusswendung die Bundestreue Gottes vor Augen, gebündelt im brennenden Sinai als Inbegriff der menschliches Begreifen übersteigenden Zuwendung Gottes zu seinem Volk. Mag der Verzweiflung der Überlebenden implizit ein Gottesbild entsprechen, das diesen Gott weit weg, seinem Volk für alle Zeit entzogen malt, so wird auch dieses »Bild« hier von der Wirklichkeit des Gottes Israels und seinem brennenden Erbarmen überwunden (Vv. 29–31).

In christlichen Köpfen freilich saß und sitzt es tief, dieses trostlose Bild. Der Prediger Martin Luther war über diese Erbarmenszusage aus Moses Mund schlicht fassungslos, weil sie ihm als »Widerspruch zum gesamten Neuen Testament« erschien;⁵ offenbar las er dieses Neue Testament so prinzipiell unter der Maßgabe, das jüdische Volk sei unwiderruflich aus dem Bund mit Gott herausgefallen, dass weder Paulus noch Mose gegen dieses Bild in seinem Kopf etwas ausrichten konnten. Und ein international geachteter theologischer Gelehrter der Gegenwart beschließt seine Auslegung zu Dtn 4,1–40, indem er diese kopfschüttelnde Passage Luthers zitiert und sie unkommentiert stehen lässt⁶. Das lässt erschrocken ahnen, wie stark die unversöhnlichen Bilder vom Gott Israels und seinem Volk unsere Kirche und Theologie nach wie vor prägen – und wie nötig darum ein neues Hören und Lernen, gerade im Gespräch mit jüdischen Menschen, ist, damit das Feuer des jahrhundertelangen christlichen Judenhasses dem Feuer von Pfingsten weicht, in dem das lebendige Wort Gottes vom Sinai nun auch in die Völkerwelt vordringt.

Dr. Manuel Goldmann ist Pfarrer in der *Evangelischen Kirche am Limes* und Beauftragter der *Evangelischen Kirche Kurhessen-Waldeck* für den christlich-jüdischen Dialog.

-
- 1 Zur Orientierung über die – homiletisch eher unergiebig – literargeschichtlichen Analysen und Hypothesen siehe: Perlitt, Lothar (2013), Deuteronomium I. Teilband, *Biblischer Kommentar zum Alten Testament V/1*. Neukirchen: Neukirchener Verlag, S. 300–302.
 - 2 Vgl. Gen 41,39, Perlitt (2013)
 - 3 Perlitt (2013), S. 324.
 - 4 Perlitt (2013), S. 333.
 - 5 M. Luther, Predigt über das 5. Buch Mose, Kap. 4 (27. Juli 1529), in: Martin Luther, *Werke*. Kritische Gesamtausgabe, Bd. 28, Weimar 1903, S. 577 f.
 - 6 Perlitt, S. 373 f.



Der ASF-Freiwillige Johann bei einem Ausflug mit George in Israel 2022, der die Shoah im Mandatsgebiet Palästina überlebte.



Liturgie

Vorschlag für die liturgische Gestaltung eines Gottesdienstes zum Israelsonntag 10. Sonntag nach Trinitatis, 13. August 2023

Matthias Loerbroks

Liturg*in = L; Gemeinde = G

Vorspiel

L Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes!

G Amen.

L Unsere Hilfe steht im Namen des HERRN.

G Der Himmel und Erde gemacht hat.

L Der HERR sei mit euch!

G Und mit deinem Geist!

Begrüßung (Liturg*in)

Herzlich willkommen zu diesem Gottesdienst am 10. Sonntag nach Trinitatis!

Dieser Sonntag ist seit Jahrhunderten der Israelsonntag. Er verdankt diesen Namen und dieses Thema seiner zeitlichen Nachbarschaft zu einem wichtigen Tag im jüdischen Kalender, *tischa b aw*, der 9. Tag im Monat Aw, in diesem Jahr war er vor zweieinhalb Wochen, am 27. Juli. An diesem Tag gedenkt das jüdische Volk in aller Welt der beiden Zerstörungen des Tempels in Jerusalem, 586 v. u. Z. durch Babel und im Jahr 70 durch Rom, und anderer Katastrophen der jüdischen Geschichte. An diesem Tag wird gefastet und in den Synagogen wird das Buch Klagelieder gelesen.

Die Christenheit hat aber nicht solidarisch mit den Juden mitgetrauert, sondern erklärte – zwar erschüttert, aber mehr noch selbstgewiss: So ist das, wenn Gott zornig ist. Sie verstand die Zerstörung des zweiten Tempels als Gottes Strafe dafür, dass Israel Jesus nicht als den Messias erkannt habe, sah darin das Ende Israels, verstand sich selbst als neues Israel.

Erst nach 1945, erst nach der Katastrophe, änderte sich der Charakter dieses Sonntags. Nicht allen, aber einigen Christ*innen wurde klar: Gott hat sein Volk nicht verstoßen – das hatte freilich schon Paulus vergeblich betont –, sondern hält ihm die Treue. Und das ist eine frohe Botschaft auch für die Völker. Dieses neue Verständnis des heutigen Sonntags zeigt sich auch im

Wochenspruch, einer Seligpreisung Israels aus Psalm 33: Wohl dem Volk, dessen Gott der HERR ist; dem Volk, das er sich zum Erbe erwählt hat.

Lied EG 331,9–11

Psalm 122 (im Wechsel)

Ich freute mich über die, die mir sagten:

Lasst uns gehen zum Haus des HERRN!

Nun stehen unsere Füße in deinen Toren, Jerusalem.

Jerusalem ist gebaut als eine Stadt, in der man zusammenkommen soll,
wohin die Stämme hinaufziehen, die Stämme des HERRN,
ein Zeugnis für Israel, zu danken dem Namen des HERRN.

Denn dort stehen die Throne zum Gericht, die Throne des Hauses David.

Wünscht Jerusalem Frieden!

Zufrieden seien die, die dich lieben!

Es möge Friede sein in deinen Mauern,

Zufriedenheit in deinen Palästen!

Um meiner Geschwister und Nächsten willen will ich Frieden reden für dich.

Um des Hauses des HERRN willen, unseres Gottes,

will ich Gutes suchen für dich.

Ehre sei dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist.

Wie es war im Anfang, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Kyrie und Gloria (Liturg*in und Gemeinde im Wechsel)

Gebet (Liturg*in)

HERR, Gott Israels, unser Vater in Jesus Christus, deinem Sohn, unserem Bruder,
wir danken dir, dass Israel lebt.

Du hast dieses Volk erwählt, befreit und bewahrt als Licht der Welt,
Licht der Völker.

Wir aber haben uns nicht aufklären lassen von diesem Licht,
wollten es auslöschen oder in den Schatten stellen,
wollten dein Volk ersetzen und beerben, haben es verächtlich gemacht.
Das ist uns bitter leid.

Wir sind dankbar dafür, dass du uns zur Umkehr befreit hast;
dankbar nehmen wir dein Volk wahr als Zeichen deiner Treue.

Und wir trauen darauf, dass du auch uns die Treue hältst,
all unserer Untreue, unserer Blindheit, unserem Versagen zum Trotz.

Amen.



1. Wie gut sind, Ja-kob, dei-ne Zel-te,
Is-ra-els Woh-nung un-ter uns.
Dank dem, der uns dir zu-ge-sell-te
als Mit-ge-nos-sen eu-res Bunds.
Gott, der auf Lob-ge-säng-en thront,
der will, dass sein Volk si-cher wohnt.

Num 24,5; Ps 22,4; Jer 23,6

2. Wir waren fremd und fern dem Bunde / und ohne Hoffnung in der Welt. / Nun hören wir die frohe Kunde: / Gott hat die Völker miterwählt. / Im Dunkeln taptten wir dahin, / ziellos und ohne Lebenssinn.

Eph 2,12; 3,6; 5,8

3. Die Finsternis ist nun durchbrochen, / ein Stern aus Jakob gibt uns Licht. / Gott hält das, was er einst versprochen, / seine Erwählung reut ihn nicht. / Sein Volk ist Zeichen seiner Treu, / der auch wir traun, all Morgen neu.

Num 24,17; 23,19; Kglg 3,23

4. In diesem Volk ist uns begegnet / der Gott, der das Verlorne sucht. / Wer Jakob segnet, ist gesegnet; / verflucht ist, wer Israel flucht. / Das Evangelium bricht sich Bahn, / hat uns die Augen aufgetan.

Ez 34,16; Num 24,9; Gen 12,3; Num 24,3f.15

5. Ein starkes Zepter ist erstanden / in Israel für alle Welt. / Die
Christenheit in allen Landen / sich dankbar an die Weisung hält. /
Das Wort vom Berg hat uns befreit / zu Frieden, Recht,
Gerechtigkeit.

Num 24,17; Ex 20,1–17; Mt 5–7

6. Freut euch, ihr Völker, jauchzt zusammen / mit Israel, dem Volk
des HERRN! / Wir, die aus fremden Welten stammen, / sind nun
dank Jesus nicht mehr fern. / Er hat bewirkt, dass wir Gott recht; /
das tat er als der Juden Knecht.

Röm 15,10; Eph 2,1f.13; Röm 5,24; 15,8

7. Frieden uns Fernen er verkündet / und Frieden denen, die längst
nah; / die Völker mit dem Volk verbündet / in Gott, des Name: Ich bin
da; / in Gottes Wohnung uns gebracht, / zu Bürgern Israels gemacht.

Eph 2,17; Ex 3,14; Eph 2,19

Text: Matthias Loerbroks 2022

Melodie: O dass ich tausend Zungen hätte (EG 330)

In jüdischen Gottesdiensten wird ein Segenswort für Israel aufgegriffen,
das ein Prophet aus den Völkern gesprochen hat: Wie gut sind deine Zelte,
Jakob, deine Wohnungen, Israel. Die jüdische Gemeinde spricht und singt
dieses Wort sich selbst zu. Der Prophet Bileam ist freilich nicht von selbst
darauf gekommen, Israel zu segnen. Er wurde angeheuert, dieses Volk zu
verfluchen. Doch der Gott Israels hat ihn dazu gebracht, hat ihn umge-
dreht. Und so sagt er während seines Segnens immer wieder: Das sagt der,
dem die Augen aufgetan wurden. Es ist darum gut, wenn die christliche
Gemeinde mit einstimmt in dieses prophetische Wort, in ihren
Gottesdiensten ihrerseits Jakob-Israel segnet – dankbar dafür, dass auch
ihr, wenn auch leider spät, die Augen aufgetan wurden; dankbar dafür,
dass Israel lebt als Zeichen der Treue Gottes; dankbar dafür, dass sie zur
Bundes- und Weggenossenschaft mit diesem Volk berufen ist.

Lesung

Die Lesung aus dem ersten Teil der christlichen Bibel steht im zweiten Buch Mose, Kapitel 19:

Im dritten Monat nach dem Auszug der Söhne und Töchter Israels aus dem Land Ägypten, genau auf den Tag, kamen sie in die Wüste Sinai. Sie zogen aus Refidim und kamen in die Wüste Sinai und lagerten in der Wüste. Dort lagerte Israel, gegenüber dem Berg. Und Mose stieg hinauf zu Gott – der Ewige rief zu ihm vom Berg und sprach: So sprich zum Haus Jakobs, melde den Söhnen und Töchtern Israels: Ihr habt selbst gesehen, was ich getan habe an Ägypten; ich trug euch auf Adlerflügeln und ließ euch zu mir kommen. Und jetzt: Wenn ihr hört, hört auf meine Stimme und haltet meinen Bund, dann werdet ihr mir ein Sondergut aus allen Völkern. Denn mein ist die ganze Erde. Ihr aber, ihr sollt mir werden ein Königreich von Priestern, ein heiliges Volk. Dies ist die Rede, die du zu den Söhnen und Töchtern Israels reden sollst.

Da der Predigttext, 5. Mose 4, recht lang ist, könnte er bereits hier als alttestamentliche Lesung gelesen werden.

L Halleluja!

Wohl dem Volk, dessen Gott der HERR ist,
dem Volk, das er zum Erbe erwählt hat.

Halleluja!

G Halleluja, halleluja, halleluja!

Lied EG 326,5.6.8 oder: Wie gut sind, Jakob, deine Zelte (siehe Liedblatt, S. 23 f.), 1–4

Lesung (Liturg*in)

Das Evangelium steht bei Markus im 12. Kapitel.

Einer der Schriftgelehrten, der hinzugekommen war, ihr Streitgespräch gehört hatte und sah, dass Jesus ihnen schön geantwortet hatte, fragte ihn: Welches Gebot ist das erste von allen? Jesus antwortete: Das erste ist: »Höre, Israel, der Herr, unser Gott, der Herr ist Einer, und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Verstand und aus deiner ganzen Kraft.« Ein zweites ist dies: »Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.« Größer als diese ist kein anderes Gebot. Und der Schriftgelehrte sprach zu ihm: Schön, Lehrer! Der Wahrheit gemäß hast du gesprochen. Einer ist er, und es ist kein anderer außer ihm;

und ihn lieben aus ganzem Herzen, aus ganzem Verstand und aus ganzer Kraft und seinen Nächsten lieben wie sich selbst, das ist mehr als alle Brandopfer und Opfermahle. Da Jesus sah, dass er verständig antwortete, sprach er zu ihm: Du bist nicht fern vom Reich Gottes. Und niemand wagte mehr, ihn zu befragen.

Glaubensbekenntnis

Lied EG 449,5.6.9 oder: Wie gut sind, Jakob, deine Zelte, 5–7

Predigt über 5. Mose 4,5–20

Lied EG 293

Abkündigungen

Lied EG 282,3–6

Gebet (*Liturg*in*)

HERR, Gott Israels und durch Jesus Christus auch unser Gott, wir danken dir für dein Wort, danken dir auch für Israel als Zeichen deiner Treue mitten unter uns.

Es tut uns leid, dass wir so oft taub waren für dein Wort und blind für Israels Licht, und es tut uns leid um all das, was unsere Blindheit und Taubheit zur Folge hatten. Höre nicht auf, uns zu lehren, zu erleuchten, zurechtzubringen.

Wir bitten dich für dein Volk Israel in seinem Land und in allen Ländern, dass es Wege des Friedens findet mit seinen Nachbarn und Ruhe vor allen seinen Hassern, dass es ohne Angst dir diene.

Wir bitten dich für uns, deine Kirche, die Gemeinde der Jüngerinnen und Jünger deines Sohnes – hier und in aller Welt: Befreie uns von all unserem tief verwurzelten Judenhass in Gedanken, Gefühlen, Worten und Taten; mach uns zu treuen, zu verlässlichen Bundesgenossen deines Volkes.

Stärke uns zu widersprechen, wenn Menschen es verraten, verleumden oder seinen Ruf verderben; mach uns fähig und bereit dazu, es zu entschuldigen, Gutes von ihm zu reden und alles zum Besten zu kehren.

Öffne unsere Augen für die Wunder an deiner Tora und wehre allen Irrlehren in Universitäten und Gemeinden zu alt und neu, Gesetz und Evangelium, Frei-

heit und Zwang, Geist und Buchstabe, Werkgerechtigkeit, Gesetzlichkeit, Altem und Neuem Testament.

Segne und mehre alles gemeinsame Hören und Lernen, Arbeiten, Kämpfen und Feiern von Christen und Juden.

Wir bitten dich für die Regierenden in unserem Land und in allen Ländern, für alle Mitredenden, Mitberatenden, Mitentscheidenden: dass sie für Recht und Frieden sorgen; sende ihnen deine Boten, die deine Weisung deutlich und konkret bezeugen.

Wir bitten dich für alle im Finstern, im Schatten des Todes – die Kranken an Leib und Seele, die Verbitterten und Grollenden, die Verkrümmten, die Gefangenen, die Flüchtlinge hier und in aller Welt, die Wohnungslosen und Armen, Menschen, die an ihrer Einsamkeit oder an verrannten, verbiesterten, verstummten Beziehungen leiden. Öffne die Augen ihres Herzens für das Licht, das in Israel und in Jesus Christus für alle Völker, für alle Menschen leuchtet. Sende ihnen Menschen, die sie trösten mit dem Trost, mit dem sie selbst getröstet werden.

Vaterunser

Lied EG 317,5

Segen (Liturg*in)

Nachspiel

Dr. Matthias Loerbroks ist Pfarrer i. R., Mitglied der AG Theologie bei ASF und der Redaktion der ASF-Predigthilfe.

Psalm 122

Übersetzt nach hebräischem Versmaß
ins Deutsche in freien Versen

Lorenz Wilkens

- 1 Ein Stufenlied Davids
Ich freute mich, als sie mir sagten:
Wir geh'n zum Haus des Herrn.
- 2 Jerusalem, vor deinen Toren
steh'n uns're Füße!
- 3 Jerusalem – als Stadt gebaut
und fest in sich gegründet.
- 4 Dort zieh'n hinauf die Stämme,
die Stämme Gottes,
das Wissen Israels zu preisen,
den Namen seines Herrn.
- 5 Und dort stehen die Throne –
die Throne des Gerichtes Davids.
- 6 Wünscht Jerusalem Glück
und Ruhe denen, die dich lieben!
- 7 Friede deinen Mauern,
in deinen Burgen Sicherheit!
- 8 Denk ich an meine Brüder, meine Freunde,
so wünsche ich dir Frieden.
- 9 Und denk ich an das Haus des Herrn,
so suche ich für dich nach Gutem.

Auslegung

Psalm 122

Lorenz Wilkens

Der 122. Psalm gehört zu der Gruppe der Wallfahrtslieder, die nach dem hebräischen Wortlaut *schirím hama'alóth* als »Gesänge des Aufstiegs« oder »Stufenlieder« bezeichnet werden. Es handelt sich um 15 Psalmen: 120 bis 134. Ihr Sitz im Leben ist die Pilgerreise nach Jerusalem, die mit drei Festen des jüdischen Volkes verbunden war: »Pessach« (zur Feier der Befreiung des Volkes Israel von der ägyptischen Herrschaft – die Kirche hat an seine Stelle das Osterfest gesetzt), »Schawuot« (dem Wochenfest, der Feier der Promulgation der Tora am Sinai – die Kirche feiert in derselben Zeit das Pfingstfest) und »Sukkot« (dem Laubhüttenfest zur Feier der Ernte). In Jerusalem befanden sich das politische, das juristische und das religiöse Zentrum des jüdischen Volkes: Burg und Tempel. Die Burg war um 1000 v. Chr. von König David erobert, der Tempel von seinem Sohn und Nachfolger Salomo errichtet worden. Nach der Kultreform des Josia (der von 640 bis 609 v. Chr. als König über das Südreich Juda herrschte) war der Opferkult im Lande dem Tempel vorbehalten.

Die Pilgerreise – wahrhaft eine Ausnahmezeit! Getrennt vom gewohnten Alltagsleben, von Nachbarschaft und Arbeit, doch mit den Gefährt*innen durch ein besonders akzentuiertes religiöses Ziel verbunden – den Tempel, die Stätte, an der man die Nähe Gottes und mithin die Erneuerung des Bewusstseins von seinem heiligen Willen und seiner liebenden Zuwendung zum Volk erwarten durfte. So war die Reise auch mit einer ungewöhnlich intensiven Empfindung des Sozialen verbunden: Die Pilger*innen wurden durch das Bewusstsein ihres gemeinsamen Ziels erleichtert und belebt; ihr Geist wurde geläutert.

Psalm 122, das ist das zweitlängste der Stufenlieder und jenes zugleich, das über Zweck und Wirkung der Pilgerreise die bündigste und klarste Auskunft erteilt. V. 4:

»Dort zieh'n hinauf die Stämme, /
die Stämme Gottes, /
das Wissen Israels zu preisen, /
den Namen seines Herrn.«

Sie ziehen hinauf im wörtlichen wie im übertragenen Sinne: Ja, es handelt sich um den Berg Zion; dort aber erfahren sie den erhebenden Impuls des

Gotteslobs, der dem Wissen entspringt, das dies Volk ausmacht, dem Wissen, das zugleich die Befreiung darstellt von den Erfahrungen der gesichts- und richtungslosen Wirklichkeit, die den Alltag oft bedrückt und zur Unkenntlichkeit entstellt. Der Name Gottes – das ist die Verbindung mit dem Geist, der nicht das ganz Andere der irdischen Wirklichkeit ist, durch welchen sie entwertet würde, sondern im Gegenteil ihr Ursprung, durch den sie beglaubigt, eröffnet, erhalten und erneuert wird. Und somit zu dem Wissen Israels: dem Schatz der Geschichten, die dafür stehen, dass uns die Wirklichkeit nicht auf den Schultern liegt wie ein gestaltloser Klumpen, in den wir nicht eindringen, in dem wir nichts voneinander unterscheiden können und den wir daher am liebsten von den Schultern werfen würden, sondern dass von ihr selbst, der Wirklichkeit, die Einladung ausgeht, sie zu artikulieren, zu entwickeln und als den Schatz zu Herzen zu nehmen, in dem wir nicht nur die Mittel entdecken können, sie zu bestehen, sondern auch die Energie, sie in die Hand zu nehmen, zu ihrer Entfaltung beizutragen und sie mit unseren Mitmenschen zu teilen.

Somit zu V. 5:

»Und dort stehen die Throne – /
die Throne des Gerichtes Davids.«

Der Psalm weist darauf hin, dass in Israel der König auch das Amt des Richters innehatte; die exekutive und die judikative Gewalt lagen in einer Hand. In diesem Zusammenhang erinnert der Psalm an König David, den Sänger, den Psalmisten. Er war der König, dem die Tradition das größte, das umfassendste Charisma nachsagte. Regierung, Gericht und Musik; dazu war er ein großer Feldherr und Liebhaber. Wie willkommen fügte sich die Erinnerung an ihn zu dem angeregten Geist der Pilger*innen! Sie wurde zu dessen Bild. Und so entbot sie unwillkürlich, ohne jeden Zwang in ihnen – V. 6–8 –, die Segenswünsche, die sie in die Stadt mitgebracht hatten: Glück und Ruhe, Frieden und Sicherheit.

Endlich V. 9, der Schluss des Psalms:

»Und denk ich an das Haus des Herrn, /
so suche ich für dich nach Gutem.«

Nach der Erinnerung an David nun das Bild des Tempels; darin fassen sich alle Gedanken, alle Wünsche der Pilger*innen zusammen, die sich auf die Stadt Jerusalem beziehen. Denn der Tempel – das ist nicht nur das zentrale Monument des Gemeinwesens Israel und seiner wechselvollen Geschichte. Er ist vor allem das Monument seiner Begegnungen mit Gott. Wer hier ankommt,

erfährt das Gemeinwesen, das soziale Leben des jüdischen Volkes in seiner Ganzheit und Vielfalt – befreit von den Grenzen, die seine individuelle Existenz ihm auferlegen, den sozialen Zwängen seines Wohnortes und den mit der Arbeit verbundenen Belastungen, alles in allem: dem Leiden an den Grenzen seiner individuellen Existenz. Hier ist er Mensch, hier darf er's sein.

Und seinem Geiste öffnen sich die Tore – das Tor zum sozialen Leben, das Tor zu seiner Geschichte, das Tor zu seinem Gott.

Dr. Lorenz Wilkens ist Pfarrer und Studienleiter i. R., seine Arbeitsschwerpunkte sind Theologie, Kunstgeschichte und Religionsphilosophie. Er hatte Lehraufträge an der FU Berlin und an der Universität Potsdam und ist in der Redaktion der ASF-Predigthilfe.

Nachbemerkung: Die Psalmen 120–134 – die »Stufenlieder« – werden in der Zeit vom Laubhütten- bis zum Pessach-Fest an jedem Schabbat-Nachmittag in der Synagoge rezitiert.

Publikationen



Jetzt im ASF-Infobüro bestellen:

infobuero@asf-ev.de; Auguststraße 80, 10117 Berlin

ASF-Webshop Alle Publikationen als PDF-Version zum Download oder zur Bestellung: www.asf-ev.de/webshop

Wochenspruch: jüdisch-christlich kommentiert

Ein Projekt des Instituts Kirche und Judentum



Milena Hasselmann und Theresa Dittmann

Jeder Woche im evangelischen Kirchenjahr ist ein biblischer Vers zugeordnet. Dieser Vers orientiert sich am Proprium des jeweiligen Sonntags und dient als eine Art Slogan, als Kurzzusammenfassung, als Motto. In vielen Gemeinden hat der Wochenspruch einen festen Ort im Gottesdienst, beispielsweise als Abschluss der Abkündigung oder aber als Thema der Begrüßung. Oft wird er auch für Andachten herangezogen, wenn Tageslosung oder Lehrtext nicht passend erscheinen.

Das Institut Kirche und Judentum (IKJ) macht seit Trinitatis 2022 ein Angebot, das den Wochenspruch in den Blick nimmt: Ein Team bestehend aus Rabbiner*innen, Pfarrer*innen, Wissenschaftler*innen, Kirchenleitenden und anderen Engagierten bietet wöchentlich aus jüdischer oder christlicher Feder einen kurzen Kommentar zum Wochenspruch. Dies kann ein einzelner Gedanke sein, ein Bild, eine verwandte jüdische Tradition oder ein aktueller Bezug. Die Idee ist es, einen Gedanken anzubieten, der die Texte kontextbezogen und jüdisch-christlich sensibel bedenkt, aber trotzdem in den knappen Formaten, in denen die Wochensprüche genutzt werden, angewandt werden kann. So eignen sich diese Kommentare als Impulse für Andachten, die Gestaltung des Gottesdienstes oder zur persönlichen Beschäftigung.

Die Kommentare erscheinen auf Instagram, Facebook und der Homepage des IKJ und können nach Anmeldung (mail@ikj-berlin.de) auch als E-Mail-Newsletter abonniert werden. Die Kurzkomentarare sind eine Möglichkeit, judentumssensible Bibelauslegung selbstverständlich und niederschwellig in die Gestaltung evangelischer Gottesdienste einzubinden. Die Vielfalt der Autor*innen fördert dabei eine große Breite an Perspektiven auf biblische Texte zutage, getreu dem Motto: Die Tora hat 70 Gesichter, wie es im Midrasch zum Buch Numeri heißt.

Das **Institut Kirche und Judentum** ist ein Werk der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und ein An-Institut der Humboldt Universität zu Berlin. Es vermittelt mit unterschiedlichen Projekten die Vielfalt des Judentums in Kirche und Gesellschaft. Die Mitarbeitenden des Instituts können auch für Vorträge, Workshops u. Ä. angefragt werden.

Homepage: www.ikj-berlin.de |  [@ikj_berlin](https://www.instagram.com/ikj_berlin) |  Institut Kirche und Judentum

ULRIKE OFFENBERG,
mach mal einen Spruch zu!



“
LOBE/SEGNE,
MEINE SEELE, 'ה,
(GOTTESNAME
AUF HEBRÄISCH)
VERGISS NICHT
ALL SEINE
WOHLTATEN.
”

PSALM 103 VERS 2
WOCHENSPRUCH
ZUM 14. SONNTAG NACH TRINITATIS

FOTO: WOLFGANG TRUCHSESS

WWW.IKJ-BERLIN.DE

Nach der jüdischen Tradition (Babylonischer Talmud, Berachot 10a) soll David diesen Psalmvers gesungen haben, als er sich als Säugling an den Brüsten seiner Mutter nährte. Mein erster Impuls ist zu sagen: Aber die Wohltaten, die er in diesem Moment empfing, rührten doch unmittelbar von seiner Mutter her! Müsste der erste Lobpreis nicht ihr gelten, anstatt die mit dem Körper einer Frau verbundene Leistung gleich wieder zu spiritualisieren?

Aber das ist ja gerade die Herausforderung für Menschen, die mit Gott leben: In allem, auch dem Offensichtlichen, immer noch eine andere Ebene der Wirklichkeit zu entdecken. Das verlangt dieser Vers uns ab: erst einmal Gott zu segnen, das heißt in eine Beziehung zu dieser Wirklichkeit zu treten, die nicht zu begreifen ist. Und dann in unseren Alltag zurückzuspringen und all die kleinen und großen Wohltaten wahrzunehmen, die uns physisch und psychisch am Leben erhalten. Und wie schön eigentlich, dass diese Auslegungstradition hier in den Brüsten einer Frau die Wohltaten Gottes erkennt und dabei auch die Mutter Davids sichtbar werden lässt.

WOCHENSPRUCH
jüdisch-christlich kommentiert



MARTIN VAHRENHORST
Professor für Neues Testament

“
Von seiner Fülle
haben wir alle
genommen
Gnade um Gnade.
Joh 1,16
”

Das Johannesevangelium hat kaum begonnen, da hält der Evangelist schon Rückschau: »Aus seiner Fülle haben wir alle empfangen Gnade um Gnade.« Dieser Vers greift Joh 1,14 auf – den Wochenspruch für das Christfest. Das »voller Gnade und Wahrheit« lässt Jesus als Vergegenwärtigungsgestalt Gottes erscheinen, der nach Ex 34,6 »von großer Gnade und Wahrheit« ist. Wenn Sie gerne arabisch essen gehen, kennen Sie das: Der Tisch ist noch übertoll mit kleinen Tellern voller Köstlichkeiten, da kommt schon die Bedienung und tauscht leere gegen volle Teller aus. Genau so funktioniert der Wochenspruch: Ist die eine Gnade »abgefrühstückt«, kommt schon die nächste.

Hinter dem griechischen Wort für Gnade (*charis*), das an sich schon ein schönes Wort ist, weil es mit Freude (*chara*) verwandt ist, verbirgt sich das hebräische *chesed*, das man mit »liebvolle Freundlichkeit« übersetzen kann. Das neue Jahr hat kaum begonnen, da werden wir schon eingeladen, Rückschau zu halten und uns der Portionen liebevoller Freundlichkeit, die uns bisher aufgetischt wurden, zu erinnern. Da war bestimmt einiges dabei, oder?



ASF-Freiwillige in Jerusalem 2022





II. ASF-Freiwillige berichten

Diese Sätze, Geschichten und Gefühle trage ich stets mit mir

Über die alltäglichen und gerade deswegen so wertvollen Momente in der *Association of Jewish Refugees* in London

Greta Bauer

Die *Association of Jewish Refugees* ist eine jüdische Wohltätigkeitsorganisation, die jüdische Flüchtlinge in London 1941 in Eigeninitiative gründeten. Sie diente von Beginn an der sozialen, kulturellen und finanziellen Unterstützung der Mitglieder und tut dies immer noch. Heute setzt sie sich jedoch unter anderem mit dem *My Story Project* sowie einem *Refugee Voices*-Archiv auch für den Erhalt und die Vermittlung des Erbes seiner Mitglieder ein.

Jedoch beschränkt sich dieser Dialog über Geschichte und Kultur des Judentums nicht auf diese Projekte. Die Erinnerungen an die Shoah, auch durch die Erfahrungen der zweiten und dritten Generation, sind immer auf irgendeine Art, sei sie noch so subtil, anwesend. Alle hier sind entweder von ihr direkt betroffen oder sie sind als nachfolgende Generation mit den Traumata ihrer Vorfahren aufgewachsen. Alle sind jüdisch und bis heute mit grassierendem Antisemitismus konfrontiert oder sie kommen wie etwa ich aus dem Land der Täter*innen und müssen sich der Verantwortung, die mit der eigenen Nationalität einhergeht, stellen.

Eine typische Arbeitswoche besteht bei mir aus einer guten Mischung von Büroarbeit und direktem Kontakt mit den Mitgliedern. Zu den regelmäßigen Aufgaben gehört es etwa, die wöchentliche Stuhlsport-Gruppe zu leiten oder die

nächste Sitzung unserer Poesiegruppe vorzubereiten. *Poetry Please* findet alle zwei Wochen über Zoom statt und bereitet mir besondere Freude. Während dieser Zeit lesen wir uns Gedichte vor, analysieren und interpretieren sie. Sie sind teils selbst geschrieben und befassen sich mit dem Alter, alltäglichen Situationen, aber auch dem Holocaust. Die darauffolgenden Gespräche sind unterschiedlich rege, manchmal auch sehr still und voller erinnernder Gedanken. Sich so mit den Lebenserfahrungen der Teilnehmer*innen gemeinsam auseinanderzusetzen, vergegenwärtigt die Emotionen noch einmal ganz anders.

Ein wesentlicher Anteil meiner Arbeit sind wöchentliche Besuche. So besuche ich Frau K. C., die mir aus ihrer Vergangenheit in der internationalen Filmszene erzählt. K. C. ist mir sehr ans Herz gewachsen und immer wenn ich gehe, ist der Abschied schwer, wir schütteln uns lange die Hände, weil uns immer noch etwas Wichtiges einfällt. Danach laufe ich voller Dankbarkeit und mit einem strahlenden Gesicht zur *tube station*.

Frau L., die als Säugling mit ihrer Familie aus Wien nach London fliehen musste, ist im Besitz vieler Dokumente aus dieser Zeit. Zusammen mit einem weiteren Freiwilligen übersetze und archiviere ich die Papiere. Dabei bekomme ich einen Einblick in die Welt von ihr und ihren Vorfahren. Dokumente, die ich nur als unpersönliche Quellen aus dem Geschichtsunterricht kannte, begegne mir hier ganz nah etwa in Form von katholischen Taufzeugnissen, die ihrer Familie zum Schutz dienten, sowie die mit »J« gekennzeichneten Ausweise. Dies führt mir viel greifbarer vor Augen, wie der einzelne Mensch entpersonalisiert und abgewertet wurde. Dem gegenüber stehen Dokumente wie Schulzeugnisse aller Verwandten, Urlaubsbilder oder Fotoalben von der Fabrik der Familie: Sie bringen die Individualität eines jeden Familienmitgliedes zum Ausdruck und widerlegen die NS-Ideologie. Einen weiteren Bruch in dieser Quellenerzählung stellen der Neuanfang nach der Flucht und das wehmütige Zurücklassen der Heimat Wien für ein sicheres Leben dar.

Es ist nicht nur der intensive Austausch bei meinen regelmäßigen Besuchen, sondern jede kleine Begegnung, die mich aufrütteln, teilhaben und lernen lässt. Ich bin dankbar für das immer seltenere Privileg, direkten Kontakt mit Zeitzeug*innen der Shoah zu haben. Diese Sätze, Geschichten und Gefühle trage ich stets mit mir und sie beschäftigen mich auch außerhalb der Arbeit – sie machen meine Zeit in London sehr wertvoll und lehrreich.

Der Dienst von **Greta Bauer** findet im Rahmen des Internationalen Jugendfreiwilligendienstes (IJFD) statt.

Wundervoll, anstrengend, immer intensiv

Über Begegnungen und Einblicke während eines Freiwilligendienstes in einem Jerusalemer Frauenhaus

Linda Liedel

Als Gehirnerschütterungen meiner Zukunft als professionelle Fußballspielerin mitten im Bachelorstudium jäh ein Ende setzten, war mir klar, dass ich mich neu orientieren musste und wollte. Spontan schrieb ich mich für modernes Hebräisch ein. Fasziniert von einer Sprache, die Baukastenprinzip und Wärme vereint, sowie den Geschichten ihrer Sprecher*innen, setzte ich anschließend alles in Bewegung, um mein letztes Semester in Israel verbringen zu dürfen. Gesagt, getan. Von August bis Dezember 2021 studierte ich an der Hebräischen Universität in Jerusalem.

Schon zu Beginn meines Auslandssemesters wurde mir klar, dass ich noch einmal in einem anderen Rahmen nach Israel zurückkehren möchte. Ich entschied mich dabei gezielt für ASF, weil ich mich mit dem Leitmotiv der Organisation, die Shoah als Verpflichtung für das Handeln in der Gegenwart zu verstehen, stark identifiziere.

Als Freiwillige arbeite ich nun im Frauenhaus *Woman to Woman – Jerusalem Shelter for Battered Women* 30 Stunden pro Woche in der Kinderbetreuung. Morgens stehe ich pünktlich um 8 Uhr vor einem grünen Sicherheitstor, drücke den Buzzer, erkläre, dass ich Freiwillige bin, gehe über den Innenhof in das villa-ähnliche Haus, am Speisesaal vorbei, in den Kindergarten hinab, und rufe über-enthusiastisch auf Hebräisch meinen Kolleginnen und den Kindern zu, wie froh ich bin, sie zu sehen. Nicht ironisch, aber doch drüber. So muss das hier. Sonst wird man zu oft gefragt, ob alles okay sei, meiner Meinung nach.

Dann wird gepuzzelt, die Tageslaune der Kinder auf Englisch debattiert, immer wieder ausgezogene Socken und Schuhe über Minifüße gestülpt, Stühle in die Mitte des Raumes gestellt, hebräische Kinderlieder gesungen, fremde Hände gewaschen, viel Thunfisch gefrühstückt, gespült, geputzt, verzweifelt versucht, eine Art Malaktivität in Gang zu bringen, Streitschlichter-Kompetenzen perfektioniert, viele Windeln gewechselt, die Dankbarkeit für Minuten an der frischen Luft auf Spielplätzen gesteigert, Mittagessen wie auf dem Schuk angepriesen, Schlaflieder gesungen und auf die Zwei auf dem Zeiger gewartet.

Mich dabei bitte nicht falsch verstehen – das Frauenhaus ist ein wundervoller Ort. Doch er ist eben auch extrem intensiv und anstrengend: Körperlich bin ich nach sechs Stunden Arbeit dort, oft ohne die kleinste Pause, nur noch



An Jom Kippur

erschöpft. Hinzu kommen die belastenden Hintergründe der Mütter und Kinder, von denen ich in der wöchentlichen Mitarbeiterinnen-Sitzung erfahre.

Mit etwas emotionaler Distanz bietet jedoch gerade diese Sitzung auch die Möglichkeit, mehr über Israel auf anderer Ebene zu lernen. Welche Teile der Gesellschaft sind im Frauenhaus eher überrepräsentiert, welche eher unterrepräsentiert? Vorläufiger Eindruck: äthiopisch über-, aschkenasisch unterrepräsentiert. Warum kommen die Frauen? Vorläufiger Eindruck: physische und/oder psychische Gewalt. Wie trägt sich eine solche Institution? Vorläufiger Eindruck: vom Staat gefördert, dennoch sehr abhängig von Spender*innen.

Zweimal pro Woche gehe ich im Rahmen meines Zweitprojekts zusätzlich noch ältere Menschen besuchen, deren Eltern in den 1930er-Jahren aus Deutschland geflohen und nach Israel eingewandert sind. Diese Besuche geben mir unheimlich viel Energie und bestätigen mich in meiner Entscheidung, nach dem Freiwilligendienst im Land zu bleiben und meinen Master in Israel-Studien zu machen. Bis dahin freue ich mich auf viele weitere prägende Momente in- und außerhalb des Frauenhauses.

Der Freiwilligendienst von **Linda Liedel** findet im Rahmen des *Europäischen Solidaritätskorps (ESK)* statt und wird gefördert durch die *Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau*.





Die ASF-Freiwilligen Naila und Aaron 2022 im Projekt Kiwunim in Nahariya, Israel. Hier werden Jugendliche und Erwachsene mit Behinderungen unterstützt.



Nicht nur jüdische Geschichte, sondern eine lebendige Gemeinde

In der *Etz-Hayyim-Synagoge* auf Kreta erfahren Menschen aus der ganzen Welt jüdisches Leben – fast 80 Jahre nach der Deportation der Gemeinde von der Insel.

Thora-Marit Bilz

Der Bus, in dem ich sitze, sieht aus wie die meisten Busse, mit denen ich die letzten Jahre gefahren bin. Die Sitze sind rot mit schwarzem Muster, die Stangen zum Festhalten sind gelb, über mir flackert eine gelbe Leuchttafel und an den Fenstern hängt ein kleiner roter Hammer mit dem Schild »Notausstieg«. Alles fast wie immer, doch der Ausblick ist anders. Wenn ich aus dem Fenster gucke, sehe ich nicht das graue und nasse Novemberwetter Hamburgs, sondern gucke auf das türkisblaue Meer, die Sonne strahlt am Himmel, es sind 25 Grad.

Ich bin in Chania auf Kreta in einem Bus, der irgendwann mal auch durch Hamburg fuhr. Während ich, nach zwei Monaten Sprachschule, versuche, ein paar Gesprächsfetzen der Menschen neben mir zu verstehen, denke ich darüber nach, wie viel ich in den letzten Monaten erlebt habe und wie sehr sich mein Leben jetzt von dem Leben des Mädchens unterscheidet, das vielleicht vor ein paar Monaten oder Jahren noch in demselben Bus saß.

Ich wusste schon seit mehreren Jahren, dass ich einen Freiwilligendienst im Ausland machen möchte, suchte aber noch nach einer passenden Organisation. Als ich dann sah, dass *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* Freiwillige in Holocaust-Gedenkstätten schickt und sich gleichzeitig politisch engagiert, bewarb ich mich. Geschichte, vor allem meine Rolle als Deutsche in der deutschen Aufarbeitungsgeschichte, hat mich schon immer sehr interessiert und die politischen Ziele, für die ASF sich einsetzt, sind mir auch persönlich wichtig.

Ein Jahr in der *Etz-Hayyim-Synagoge* auf Kreta! Mir war sofort klar, dass dieses Projekt zu mir passen würde. Besonders daran fand ich, dass ich hier nicht nur etwas über die Geschichte einer jüdischen Gemeinde lernen würde, sondern auch ein Teil ihres aktiven Gemeindelebens sein könnte.

Als ich das erste Mal durch die schwere Holztür der *Etz-Hayyim-Synagoge* in Chania trat, dachte ich: Was für ein schöner, ruhiger und friedlicher Ort! Wer hier hereinkommt, steht zunächst vor dem Gebäude der Synagoge in einem kleinen Hof mit einem großen Olivenbaum in der Mitte, der von vielen



Mit der österreichischen Mitfreiwilligen Flora im Synagogenhof

weiteren typisch griechischen oder jüdischen Pflanzen umgeben ist. Dieser Hof ist, vor allem in den Sommermonaten, ein Ort der Ruhe im sonst so lauten Chania.

Nach dem Betreten der Synagoge steht man in einem kleinen bunten Raum, in dem vieles aus Holz ist. Weil von der Originalausstattung der Synagoge fast alles nach der Deportation der Gemeinde gestohlen wurde, finden sich überall jüdische und nicht jüdische Gegenstände aus aller Welt: so zum Beispiel Bänke aus Indonesien, Straußeneier aus Afrika und eine Torarolle, die während des Holocaust einer anderen Gemeinde gestohlen wurde und deren Herkunft bis heute unbekannt ist. Wie in der Synagoge fühlte ich mich auch bei den Menschen hier sofort wohl.

In meinem ersten Monat beschäftigte ich mich vor allem mit der Geschichte und dem heutigen Gemeindeleben der Synagoge. Ich las mich in Themen wie die jüdische Geschichte und Kultur auf Kreta ein und hörte bei Führungen meinen Kolleg*innen zu, bis auch ich dann etwas später meine erste Führung gab. Der Großteil unserer Führungen beginnt damit, dass Besucher*innen Fragen zur Geschichte, Architektur oder dem Gemeindeleben der Synagoge

haben und daraufhin individuelle Gespräche und Touren entstehen. Häufig kommen dann weitere Menschen dazu. Daneben gibt es aber auch immer wieder größere Führungen, die wir beiden Freiwilligen bis jetzt aber noch nicht geben. Zu meinen weiteren Aufgaben zählen das Vorbereiten der Schabbat-Gottesdienste am Freitag und kleinere administrative Aufgaben wie der kleine Buchshop der Synagoge.

Seit ein paar Wochen arbeite ich außerdem an meinem eigenen Projekt. In der Nähe von Chania ist ein Commonwealth-Soldatenfriedhof, auf dem vier Juden liegen, gefallen im Zweiten Weltkrieg, über die bis jetzt wenig bekannt ist. Ich versuche nun, etwas über ihre Familiengeschichte und Lebenswege herauszufinden. Bis jetzt konnte ich online über Militärdatenbanken schon etwas über ihre Zeit im Militär erfahren. Interessant ist dabei, dass ich in einem jüdischen Archiv Kanadas auf einen weiteren Soldaten stieß, der vielleicht auch jüdisch war, auf dessen Grab aber kein Davidstern zu finden ist. In den nächsten Monaten werde ich versuchen, vor allem in solchen Datenbanken und Staatsarchiven mehr herauszufinden. Ziel meines Projektes ist es, mit ausreichend recherchierten Informationen kleine Informationshefte für die Besucher*innen und einen Artikel für die Zeitung der Synagoge zu verfassen.

Mein erstes Highlight in diesem Freiwilligenjahr war der Marathon an jüdischen Feiertagen, den ich im September und Oktober erleben durfte. Aus der ganzen Welt kamen Menschen zusammen, die sich als Teil der internationalen Gemeinde der Synagoge zugehörig fühlen: weil sie hier ihre Hochzeiten oder Bar und Bat Mitzwas feiern oder um gemeinsam einige der höchsten jüdischen Feiertage zu begehen.

Das erste und wohl auch größte Fest war Rosch ha-Schanah, das jüdische Neujahr. Mit 100 Menschen feierten wir das neue Jahr 5783. Während die Gäste an einem Gottesdienst teilnahmen, bereiteten das große Festessen vor, bei dem traditionelle jüdische Neujahrsspeisen gegessen werden, während passende Segenswünsche gesprochen werden. So wird zum Beispiel ein Fischkopf gegessen, der den Wunsch symbolisiert, im neuen Jahr ein Kopf und nicht eine Flosse zu sein. Am nächsten Tag hörte ich zum ersten Mal den sehr lauten und kräftigen Klang des Schofars. Ein Schofar ist das Horn eines Widders, das geblasen wird, um das neue Jahr zu begrüßen.

In der nächsten Woche feierten wir Jom Kippur, den Tag der Versöhnung und höchsten Feiertag im jüdischen Kalender. Ich hörte bei mehreren Gottesdiensten zu, nahm an der Zeremonie zum Fastenbrechen teil und schließlich wurde wieder der Schofar geblasen, nun, um das Ende dieser Feiertage anzukündigen. In den nächsten zwei Wochen folgten Sukkot und Simchat Tora.

Sukkot ist das Laubhüttenfest. Wir bauten die Sukkah (Laubhütte) im Hof auf und dekorierten sie mit Früchten. In den Gottesdiensten der nächsten Tage wurde immer wieder das Lulav (ein Feststrauß, unter anderem aus Palmen- und Myrtenzweigen) geschüttelt und der Etrog (eine große Zitrusfrucht) in der Hand gehalten. Simchat Tora (das Tora-Freudenfest) war das Ende unseres einmonatigen Feiertagsmarathons. Es wird mit Singen, Tanzen und Tragen der Torarollen gefeiert.

Obwohl die Gottesdienste und Toralesungen sehr spannend waren und ich froh bin, viele jüdische Traditionen kennengelernt zu haben, gefielen mir am meisten die Gespräche, die sich nach und zwischen den Gottesdiensten entwickelten. Jüdische und nicht jüdische Menschen aus aller Welt kamen am runden Tisch im Hof zusammen und unterhielten sich mit uns über ihr Leben und ihre Familiengeschichte. Das war nicht nur interessant, sondern für mich auch ein einzigartiges Erlebnis. In den letzten Wochen gab es immer wieder solche Begegnungen und ich denke, dass ich im weiteren Verlauf dieses Jahres an diesem Tisch noch viel lernen und Neues entdecken kann.

Thora-Marit Bilz' Freiwilligendienst findet im Rahmen des Europäischen Solidaritätskorps (ESK) statt und wird gefördert durch die Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland.

III. Zeitgeschichtliche und politische Bezüge

Jüdische Vielfalt in Deutschland: alternative und emanzipatorische Räume

Eine jüngere Erwachsenengeneration fordert zunehmend Sicht- und Hörbarkeit jenseits etablierter Gemeindestrukturen, die insbesondere einer jüngeren jüdischen Generation ein alternatives jüdisches Zuhause bietet.

Hannah Peaceman

Keshet (Regenbogen), *Jalta*, *Machloket* (Streitbarkeit), *Desintegration*: All diese (neu angeeigneten) Begriffe stehen für ein vielfältiges, junges Judentum in Deutschland. Jüdinnen*Juden, vor allem der jüngeren Erwachsenengeneration, fordern zunehmend Sicht- und Hörbarkeit jenseits von innerjüdischen Erwartungen und jenseits von dominanzgesellschaftlichen Rollenbildern ein.

In den letzten zehn Jahren gründeten sich viele kleinere Zusammenhänge, die außerhalb von Gemeindestrukturen agieren und insbesondere einer jüngeren jüdischen Generation ein alternatives jüdisches Zuhause bieten. Die Vielfalt an neu angeeigneten Begriffen spiegelt eine Auseinandersetzung mit Identitätsfragen, innerjüdischen und gesamtgesellschaftlichen Machtverhältnissen sowie Emanzipationsprozessen wider.

Unter alternativen Räumen werden solche verstanden, die außerhalb der Strukturen agieren, die die großen Verbände wie der *Zentralrat der Juden in Deutschland*, die darunter organisierten Jüdischen Gemeinden oder die *Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland* bereitstellen. »Alternativ« ist zugleich nicht nur eine Verortung, sondern auch mit einem Anspruch an die Emanzipation von bestehenden Machtstrukturen verbunden.



Auf dem Weg zur Schule

Alternative Räume als Ausdruck einer größeren und diverseren jüdischen Gemeinschaft

Alternative Räume außerhalb der Jüdischen Gemeinden gab es auch schon zuvor. Allerdings sind es seit 2010 deutlich mehr Räume geworden und sie haben sich verändert. Hintergrund dieser Entwicklung ist der demografische Wandel der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland seit 1990. Lebten 1990 noch rund 30.000 Jüdinnen*Juden in Deutschland, so sind es heute rund 200.000. Der Zuzug aus der ehemaligen Sowjetunion und die Migration von Israelis sowie vielen anderen Jüdinnen*Juden aus aller Welt haben nicht nur zu einer Vergrößerung der jüdischen Gemeinschaft beigetragen, sondern auch zu ihrer Diversifizierung.

Sie steht in einer Diskrepanz zu der Politik des Zentralrats und der Gemeinden. Diese setzen nach wie vor darauf, eine möglichst einheitliche jüdische Perspektive nach außen zu repräsentieren. Dabei ist nur etwa die Hälfte der in Deutschland lebenden Jüdinnen*Juden Mitglied in Gemeinden und damit offiziell durch den Zentralrat repräsentiert. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Vielen fehlt ein religiöser Pluralismus in den Gemeinden, in denen mehrheitlich nach orthodoxem Ritus gebetet wird. Die politische Repräsentation wird als konservativ empfunden, es fehlt an Mitspracherechten. Schließlich gibt es auch innerhalb der jüdischen Gemeinschaft Hierarchisierungen und Diskriminierung sowie Generationenkonflikte.

Die vereinheitlichende Repräsentation auf Verbandsebene kann zu einem Gefühl mangelnder Zugehörigkeit zu Jüdischen Gemeinden von all jenen führen, die sich darin nicht wiederfinden. Sie kann dem Bedürfnis nach

jüdischen Räumen als religiösem und nicht religiösem, als politischem, als emotionalem, als identitätsstiftendem Zuhause entgegenstehen. Dieser Mangel hat das Bedürfnis nach alternativen jüdischen Räumen gestärkt. Es besteht aber auch, weil die Erfahrung von allgegenwärtigem Antisemitismus und schrägen Assoziationen mit Jüdinnen*Juden in dominanzgesellschaftlichen Kontexten explizit jüdische Räume als Schutzräume, aber auch als emanzipative Orte notwendig macht.

Räume emanzipativen Judentums in den 1990er-Jahren: alternative Orte parallel zu den Verbänden

Die 1990er-Jahre waren für die jüdische Gemeinschaft in Deutschland von großen Veränderungen geprägt. Mit der Zuwanderung aus der ehemaligen Sowjetunion gab es eine Antwort auf die Frage: »Hat jüdisches Leben in Deutschland eine Zukunft?« – »Ja!« Ohne diesen Zuzug wäre die Antwort vermutlich negativ ausgefallen, denn die jüdischen Gemeinden hatten ein Überalterungsproblem.

Die Jüdischen Gemeinden erlebten also eine unverhoffte Vergrößerung und mit ihr eine Diversifizierung. Eine Mehrheit von Jüdinnen*Juden in der ehemaligen Sowjetunion hatte ihre Religion nicht (offen) gelehrt, weil das bedeutet hätte, sich Diskriminierung auszusetzen. Sie migrierten in ein mehrheitlich konservativ-orthodoxes Judentum hinein, das ihnen bis dato fremd gewesen war. Anders als die Mehrheit der Jüdinnen*Juden, die seit dem Ende der Shoah in Deutschland lebten und von denen ein großer Teil selbst beziehungsweise die Eltern die Shoah überlebt hatten, brachten die in der Sowjetunion sozialisierten Jüdinnen*Juden eine neue Perspektive mit: Als Soldaten in der Roten Armee hatten sie das nationalsozialistische Deutschland im Zweiten Weltkrieg besiegt und Auschwitz befreit.¹

Trotz dieser inneren Diversifizierung wurden die Funktionärsposten weiterhin mehrheitlich von den Alteingewanderten besetzt. Statt die pluralistischen Perspektiven innerhalb der Gemeinden zu stärken, blieb es bei einer vereinheitlichenden Politik und bei orthodoxen Gottesdienststritten, die von den neu Zugewanderten übernommen werden sollten.

Starre Strukturen und mangelnde Repräsentation

Parallel zu der großen jüdischen Migrationsgeschichte der 1990er-Jahre verließen einige Jüdinnen*Juden die Gemeinden oder befanden sich ohnehin außerhalb von ihnen. Nachdem ihre Forderungen nach alternativen Gottesdienstpraxen, nach politischen Debatten über Machtstrukturen und unter-

schiedliche jüdische Identitäten nicht hinreichend aufgenommen worden waren, entstanden neue Räume außerhalb der Gemeinden.

Um dem Bedürfnis nach religiösem Pluralismus und insbesondere nach einem liberalen Judentum gerecht zu werden, wurden alternative Betgemeinschaften gegründet, sogenannte egalitäre Minjanim, in denen alle Gender gleichberechtigt partizipieren können sollten – als Reaktion auf die mangelnde Geschlechtergerechtigkeit und Queerfeindlichkeit in Gottesdienstpraxen, aber auch im sozialen Miteinander. 1998 wurde das europäisch-jüdische Frauennetzwerk *Bet Debora* zum Austausch über religiöse und politische Perspektiven ins Leben gerufen.

Politische Positionierungen

Die Gruppe *Meshulah* (hebräisch »Dreieck«) gründete sich 1991 nach den Pogromen in Rostock-Lichtenhagen, um sich einerseits aus einem jüdischen Zusammenhang heraus zu politischen Ereignissen zu positionieren (wie zum Beispiel im digitalen Debattenportal *hagalil*) und andererseits einen jüdischen Raum mit Platz für heterogene Perspektiven zu öffnen. Es gab in der sogenannten zweiten Generation auch ein Bedürfnis, über jüdisch-europäische Identitäten neu und nicht nur mit Bezug auf die Shoah und das Überleben nachzudenken. 1999 erschien erstmals die jüdisch-europäische Zeitschrift *GOLEM*, in der der Anspruch jüdischer Selbstermächtigung bestärkt wurde.

Eine wichtige Ausdrucksform für die Akteur*innen waren künstlerische Mittel: kritische Prosa und Lyrik oder provokative Ausstellungen wie *FEINKOST ADAM* © (1997) von Anna Adam, die sich satirisch mit Vorurteilen gegen Jüdinnen*Juden auseinandersetzte. Adam verstand ihre Arbeit als »künstlerische Antwort auf immer wiederkehrende, oftmals absurde Mißverständnisse und auf Klischeevorstellungen der nichtjüdischen Mehrheitskultur von Juden« (Adam). Zugleich kritisierte sie patriarchale Strukturen innerhalb der jüdischen Gemeinschaft und stieß damit auf den Widerstand einiger jüdischer Funktionär*innen.

Zumeist aber wurden diese alternativen Räume von den Verbänden ignoriert. Kaum etwas führte zu einer Veränderung innerhalb der Gemeinden.

Alternative Räume heute

Interessant ist, dass die nachfolgende Generation über diese alternativen Räume der 1990er-Jahre, die es zum Teil noch gibt, kaum etwas weiß – und das, obwohl viele der schon vor 30 Jahren angestoßenen und wichtigen Themen auch heute eine Rolle spielen. Gleichzeitig hat sich das Verhältnis der

alternativen Räume zu den Jüdischen Gemeinden verschoben, sie wirken nun stärker in die Gemeinden hinein.

Die Generation der als Kinder in den 1990er-Jahren Eingewanderten ist erwachsen geworden. Viele von ihnen wurden in den Gemeinden, in jüdischen Ferienlagern und Jugendzentren sozialisiert. Sie haben ein selbstbewusstes jüdisches Selbstverständnis entwickelt und identifizieren sich in großer Zahl mit den Gemeinden. Zugleich äußern sie von innen heraus Kritik an den Hierarchien und fehlendem Mitspracherecht.

Diese Entwicklung geht Hand in Hand mit der Entstehung neuer Institutionen, insbesondere dem *Ernst-Ludwig Ehrlich Studienwerk (ELES)*, das seit 2010 jüdische Studierende und Promovierende fördert.² Sie werden in den ELES-Programmen aufgefordert, ihre eigenen Zugänge zum Judentum mit anderen ins Verhältnis zu setzen, innerjüdische Machtstrukturen zu hinterfragen sowie sich in *Machloket* – in der Praxis der demokratischen Streitbarkeit – zu üben. Im Zuge dessen werden orthodoxe und konservative Zugänge zum Judentum zum Gegenstand einer Auseinandersetzung – auch weil viele Stipendiat*innen aktive Gemeinemitglieder sind. So werden im ELES diskutierte Themen wie jüdischer Feminismus oder jüdisch-muslimische Allianzen in die Gemeinden hineingetragen.

In der Folge sind die *Jüdische Studierendenunion Deutschland (JSUD)*, die eine politische Repräsentation jüdischer Studierender für sich beansprucht, sowie *Keshet*, ein Verein, der sich für die Anerkennung von LGBTIQ* Personen einsetzt, gegründet worden. Und auch die Vernetzung in internationalen Studierendenvertretungen bringt den innerjüdischen Pluralismus in das Bewusstsein.

Neue Entwicklungen

Man könnte die JSUD und Keshet als halb alternative Räume bezeichnen. Sie vertreten zum Teil progressivere politische und gesellschaftliche Positionen, die innerhalb der Gemeinden bislang keinen Ort hatten. Weil die Akteur*innen zugleich dort stark verwurzelt sind, wirken sie auch von »innen«. Dass diese Themen nun mehr und mehr von Funktionär*innen gehört werden, liegt sicher auch daran, dass die überalterten Gemeinden einem weiteren Weggang jüngerer Mitglieder entgegenwirken müssen.

Daneben gibt es weiterhin Zusammenhänge, die außerhalb der jüdischen Institutionen agieren. Dazu gehört die Zeitschrift *Jalta – Positionen zur jüdischen Gegenwart*³, die sich als intellektuelles Forum für jüdische und nicht jüdische Streitkultur versteht. In ihrem Selbstverständnis bedeutet jüdische Selbstermächtigung, Dissens über »inner«- und »außerjüdische« Themen öffentlich zu diskutieren, um emanzipatorische Politiken anzustoßen – gerade auch in Alli-



Vincentino e.V. und Keshet e.V. –
jüdisches Leben in Berlin

anzen mit anderen Minderheitengruppen. Zugleich bildet die Vielfalt der Beiträge die Diversität jüdischen Lebens in Deutschland heute ab und setzt sich so über Rollenerwartungen der Dominanzgesellschaft – im Dreieck von Shoah, Antisemitismus und Israel – hinweg.

Auch in der Kultur findet die jüngere Auseinandersetzung mit Identitätsfragen unterschiedlichste Ausdrucksformen: Die von der Gruppe Meshulah in den 1990ern organisierten Kulturtage haben heute Nachfolger in den Radikalen Jüdischen Kulturtagen gefunden. Ein weiterer Ort ist das Maxim Gorki Theater in Berlin. Der sogenannte Desintegrationskongress (kuratiert von Sasha Marianna Salzmann und Max Czollek) eröffnete 2016 ein Forum für eine kritische Auseinandersetzung mit den Rollenerwartungen der Dominanzgesellschaft an Jüdinnen*Juden. Die Tage der »Jüdisch-Muslimischen Leitkultur« im Jahr 2020 wiederum zielten darauf, das Konzept einer deutschen Leitkultur und die damit verbundenen Homogenisierungsvorstellungen einer Kritik zu unterziehen und ihnen die Alternative radikaler postmigrantischer Vielfalt entgegenzustellen.

Zunehmend wird innerjüdischer Dissens auch öffentlich ausgehandelt. Ein Beispiel ist die Auseinandersetzung mit rechten Positionen innerhalb der jüdischen Gemeinschaft. Die Gründung der Gruppe »Juden in der AfD« führte 2017 zu Demonstrationen und Statements gegen rechts vonseiten Jüdischer Gemeinden, jüdischer Institutionen und kleinerer Zusammenhänge.⁴

Immer hörbarer werden jüdische Perspektiven indes auch in gesamtgesellschaftlichen politischen Auseinandersetzungen. Nicht zuletzt im Kontext der rechtsterroristischen Anschläge von Hanau und Halle haben viele Jüdinnen*Juden ihre Stimme erhoben. Eine Vielzahl der Betroffenen aus der Synagoge in Halle fordert unbedingte Solidarität mit von Rassismus Betroffenen. Beim *Festival of*

Resilience in Berlin trafen sich die Betroffenen und Hinterbliebenen der Anschläge von Hanau und Halle, um gemeinsam zu gedenken und Kraft zu schöpfen. Das Festival fand in einer Sukkah und nicht hinter Panzerglas statt. Es war ein offener jüdisch-nicht-jüdischer Raum, der die Grenzen zwischen alternativ und nichtalternativ und jüdisch und nicht jüdisch herausgefordert hat.⁵

Insgesamt zeigt sich: Die Diversität jüdischer Perspektiven wird zunehmend sichtbar, sie wirkt in die Jüdischen Gemeinden hinein. Die innerjüdische Diversität findet aber auch in der Dominanzgesellschaft als einer von Migration geprägten Gesellschaft immer mehr einen Platz. Dies entfaltet eine emanzipatorische Wirkung im Sinne einer Veränderung und Gestaltung von Gesellschaft.

»Jüdisches Leben in Deutschland – Vergangenheit und Gegenwart«

Das Dossier versucht einen Blick auf die wechselvolle Geschichte und die vielfältige Gegenwart jüdischen Lebens in Deutschland zu werfen: mit wissenschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Einblicken und Positionen. Die Aufnahmen des israelischen Fotografen David Bachar ergänzen die Texte um vielfältige Einblicke.

www.bpb.de/juedischesleben

Dr. Hannah Peaceman ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Sie ist Mitherausgeberin der Zeitschrift *Jalta – Positionen zur jüdischen Gegenwart* und publiziert neben ihrer philosophischen Arbeit zu jüdischen Gegenwarten und postmigrantischen Erinnerungskulturen.

Dieser Beitrag erschien zuerst 2021 im Dossier »Jüdisches Leben in Deutschland – Vergangenheit und Gegenwart« der Bundeszentrale für politische Bildung. Er wird an dieser Stelle leicht gekürzt abgedruckt (CC BY-NC-ND 3.0 DE).

- 1 Belkin, Dmitrij; Hensch, Lara; Lezzi, Eva (Hg.) (2017): Neues Judentum – altes Erinnern? Zeiträume des Gedenkens. Berlin: Hentrich & Hentrich (Schriftenreihe des Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerks, Band 1).
- 2 Frank, Jo; Fegert, Jonas; Homolka, Walter (Hg.) (2018): »Weil ich hier leben will ...«. Jüdische Stimmen zur Zukunft Deutschlands und Europas. Freiburg im Breisgau: Herder Verlag.
- 3 Brumlik, Micha; Chernivsky, Marina; Czollek, Max; Peaceman, Hannah; Schapiro, Anna; Wohl von Haselberg, Lea (Hg.) (seit 2017): *Jalta – Positionen zur jüdischen Gegenwart*
- 4 Brumlik, Micha; Chernivsky, Marina; Czollek, Max; Peaceman, Hannah; Schapiro, Anna; Wohl von Haselberg, Lea (2018): »Die AfD vertritt menschenfeindliche und antisemitische Positionen«. Hg. v. Zeit Online. Online verfügbar unter www.zeit.de/kultur/2018-09/juden-afd-gegenbewegung-positionspapier, zuletzt geprüft am 17.05.2019.
- 5 Schmitt, Christine (2020): »Wir stehen zusammen«. In: *Jüdische Allgemeine* 2020, 09.10.2020.

Erinnerungskonstellationen ohne Gleichsetzungen

Von verschiedenen Seiten wird die Erinnerung an die NS-Verbrechen heute infrage gestellt, neuerdings auch von Teilen einer Bewegung für ein postkoloniales Erinnern. Im Folgenden werden Elemente für eine differenzierende Rassismus- und Antisemitismuskritik skizziert, um über das Verhältnis von postkolonialer und postnationalsozialistischer Geschichtsreflexion nachzudenken, ohne erinnerungspolitische Revisionen vorzunehmen.

Astrid Messerschmidt

Verbunden und getrennt – Rassismus- und Antisemitismuskritik

Das Verhältnis von Rassismus und Antisemitismus gehört zu den großen politischen Themen der Gegenwart. Der Umgang mit den beiden großen Gewaltgeschichten der Moderne steht zur Diskussion. Mit Kolonialismus und Holocaust geht es um die »zwei großen moralischen Narrative des 20. Jahrhunderts«.¹ Aus beiden wird abgeleitet, wer und was heute als antisemitisch beziehungsweise als rassistisch zu gelten hat. Natan Sznajder ordnet dies historisch ein: »Der Zionismus war die politische Antwort auf den Antisemitismus, so wie der Postkolonialismus eine Antwort auf den Rassismus war.«² Beide Antworten enthalten emanzipatorische und nationalistische Elemente, die herauszuarbeiten sind, um den identitären Tendenzen in beiden entgegenzuwirken. Notwendig ist dafür ein Denken, das sich von reinen Positionen verabschiedet und innere Widersprüchlichkeiten anerkennt. Es geht also um ein globales Bildungsprojekt. Die gegenwärtig verbreitete Reserviertheit gegenüber der Demokratie und ihren Medien, wie sie in rechtspopulistischen Bewegungen geäußert wird, die sich als »das Volk« repräsentieren, basiert auf einer Selbststilisierung als Opfer einer übermächtigen Instanz, die »Wahrheiten« unterdrückt. Dabei ist die Selbstbezeichnung als »Volk« nationalistisch repräsentiert – und sie ist in der deutschen Geschichte im Herbst 1989 nur ganz kurz eine basisdemokratische Selbstbezeichnung gewesen, bevor sie sehr schnell wieder als nationale Gemeinschaft beansprucht worden ist.

Die phantasmatische Figur des Juden nimmt im antisemitischen Denken weder den Ort des Wir noch den des Anderen ein, sondern gilt als ominöser, ungreifbarer Feind jeder Ordnung, als »Weltfeind« und nicht als »normale« Nation, Rasse oder Religion.«.³ Antisemitismus macht das »Gerücht über die Juden«⁴ zu einem gängigen Erklärungsmuster für gesellschaftliche Probleme

und bietet ein Weltbild an, das einfach in Gut und Böse einteilt sowie jegliche Komplexität ausschließt. Das Grundmuster der antisemitischen Ideologie fasst Zygmunt Bauman als Abwehr jeder Ambivalenz,⁵ als Ausdruck der Unerträglichkeit jeder Unübersichtlichkeit und Uneindeutigkeit, die in den Juden repräsentiert erscheinen. Der Rassismus strebt eine ethnopluralistische Teilung der Welt an, der Antisemitismus die Vernichtung des Anderen, um sich von den Zumutungen einer komplexen Welt zu befreien. Im Antisemitismus nach der Shoah fusionieren mehrere tradierte Ressentiments, die sich aus christlich-religiösen, völkisch-rassistischen, schuldabwehrenden und antiisraelischen Elementen zu einem Weltbild zusammensetzen. Davon sind auch linke, herrschaftskritische Bewegungen nicht frei, wenn sie sich pauschal gegen »den Westen« wenden und dabei selbst ethnisierend argumentieren. Immer dort, wo mit Identitäten statt mit gesellschaftlichen Verhältnissen argumentiert wird, ist eine von der Kritischen Theorie inspirierte Antisemitismuskritik herausgefordert. Dies kann auch der Fall sein, wenn es um antikoloniale oder antirassistische Positionen geht.

Postkoloniale und postnationalsozialistische Geschichtsreflexion

Wie ein gleichberechtigtes Erinnern an die Geschichte des Rassismus und jene des Antisemitismus in der Öffentlichkeit stattfinden kann, ist heute hochumstritten und untrennbar mit den Verhältnisbestimmungen zu Kolonialismus und Nationalsozialismus verbunden. Thematisierungen der epistemischen und materiellen Ordnungen des Kolonialismus erfolgen in einem sozialen und kulturellen Kontext, der von den Folgen der NS-Verbrechen geprägt ist und in dem die ideologischen Muster und gesellschaftlichen Selbstbilder nachwirken, die im Nationalsozialismus herausgebildet worden sind. Es ist diese Einsicht in die Unabgeschlossenheit der nationalsozialistischen Überzeugungen von Kultur und Gesellschaft, von der ausgehend die Frage nach dem Ort eines postkolonialen Gedächtnisses in einer postnationalsozialistischen Gesellschaft gestellt werden kann.

Die postkoloniale Gegenwart nach Auschwitz zeichnet sich dadurch aus, dass die Menschen- und Weltbilder des Nationalsozialismus in ihr zwar politisch-programmatisch nicht mehr vertreten werden, jedoch in kollektiv geteilten Denkmustern nach wie vor vorhanden sind. Umgekehrt zeigt sich die postnationalsozialistische Gegenwart als eine, in der die Erfahrung kolonialer Herrschaftspraktiken und die darin erzeugten Bilder von den nicht europäischen Anderen und dem europäischen Selbst verankert sind. Diese doppelte Perspektive gilt es einzunehmen bei dem Versuch, Bildungsprozesse in einer Gegenwart zeitgeschichtlicher Beziehungen zu reflektieren und dabei sowohl

Zusammenhänge wie auch Unterscheidungslinien zu vermitteln.⁶

Das verlangt, ein hohes Maß an Komplexität anzuerkennen und in Konstellationen des Gleichzeitigen zu denken. Die Vorstellung eines gesellschaftlich etablierten Konsenses gegen Antisemitismus im Kontrast zur Vernachlässigung des Rassismus stellt die Auseinandersetzung mit beiden Ideologien in ein Konkurrenzverhältnis. Um das zu vermeiden, sollten sich Antisemitismus- und Rassismuskritik auf den gemeinsamen Gegner, nämlich den reaktivierten Nationalismus in Deutschland und Europa, konzentrieren. Stattdessen scheint sich ein »Historikerstreit 2.0«⁷ abzuzeichnen. Mit dem Vorläufer von Mitte der 1980er-Jahre hat dieser die Tendenzen zur Relativierung des Holocaust gemeinsam. Steffen Klävers sieht die Parallelen zum Historikerstreit der 1980er-Jahre, wenn mit postkolonialer Theorie versucht wird, Auschwitz normalisierend zu historisieren, indem die Shoah »funktionalistisch sowie strukturell analysiert und totalitarismustheoretisch als Beispiel für einen genuin modernen Genozid beschrieben [wird], in dessen Tradition auch ein Kolonialgenozid fallen würde«.⁸ Dabei wird der spezifische NS-Antisemitismus nicht angesprochen, es ist unterschiedslos von »rassistischer Gewalt«⁹ die Rede. Dass das Judentum im NS-Antisemitismus nicht ein koloniales Anderes darstellt, sondern von dieser Differenzlogik überhaupt nicht erfasst werden kann, bleibt ausgespart, wenn der NS als koloniales Projekt oder als Antwort auf den Kolonialismus aufgefasst wird.

Der völkische Antisemitismus projiziert alles Jüdische als Verunreinigung der nationalen Gemeinschaft und als Bedrohung ihrer Moral. Der nationalistische Kolonialrassismus des deutschen Kaiserreichs ist davon zu unterscheiden. Die Denkmuster des Kolonialismus folgen der Idee europäischer Überlegenheit über die nicht europäischen und vor allem nicht weißen Bevölkerungen. Diese galt es zu beherrschen und auszubeuten. Eine unüberwindliche Kluft zwischen den Kolonisierenden und den Kolonisierten wird in dieser Kolonialherrschaftsform vorausgesetzt und hergestellt. Begründet wird diese Kluft mit den zivilisatorischen Defiziten der Kolonisierten, die entsprechend abwertend bezeichnet werden. Auf der Grundlage dieser kontrastierenden Vorstellungen schuf sich die deutsche Kolonialmacht die mentalen Voraussetzungen für die Entgrenzung von Gewalt. Es bildeten sich eine Herrschaftspraxis und -ideologie heraus, die auf die Vernichtung der Bewohner*innen des kolonisierten Territoriums zielten und die insbesondere im deutschen Kolonialkrieg in Südwestafrika zur Anwendung kamen, bei dem die Zielsetzung des »Rassenkampfes« offen verfolgt wurde.¹⁰

Historische Rekonstruktion statt erinnerungspolitischer Revision

Es lohnt sich, beide Komplexe von Gewaltgeschichte unterscheidend zu rekonstruieren, um den spezifischen kolonialen Rassismus und den spezifischen nationalsozialistischen Antisemitismus herauszuarbeiten und zu vermitteln. Dagegen halte ich einen Ansatz, der ein postkoloniales Gedächtnis für eine erinnerungspolitische Relativierung des Holocaust einsetzt, aus mehreren Gründen für unangebracht: Bedient wird dadurch ein in Teilen der deutschen Gesellschaft nach wie vor vorhandenes Ressentiment gegen die Erinnerung an den Holocaust, indem die damit verbundenen Konzepte, Institutionen und Gedenkpraktiken als dominant repräsentiert werden. Ausgeschlossen wird dadurch die Verbundenheit von Rassismus- und Antisemitismuskritik in der migrationsgesellschaftlichen Gegenwart, wie sie sich gerade in vielen Bildungsinstitutionen zeigt und produktiv ist. Gedächtniskonkurrenzen erschweren gerade das lange vernachlässigte Erinnern an die Kolonialverbrechen der Deutschen und der Europäer*innen.

Wenn Kolonialgeschichte in eine Kontinuitätslinie zum Holocaust gebracht wird, kommt es zu historischen Verzerrungen, die weder dem einen noch dem anderen gerecht werden. Benötigt wird dagegen ein Bewusstsein für die Besonderheiten beider Geschichtszusammenhänge. Eine vergleichende Genozidforschung ist längst auch im deutschsprachigen Kontext etabliert und muss nicht gegen etwas angeblich Dominantes erkämpft werden. Vergleiche sind notwendig, um historisch genau zu unterscheiden. Doch aus dem Vergleich geht keine Gleichsetzung hervor. Die Rekonstruktion ideologischer Muster von europäischer Überlegenheit (Kolonialrassismus), nationaler Reinheit (völkischer Antisemitismus) und bürgerlicher Selbstbestätigung (Antiziganismus beziehungsweise antiziganistischer Rassismus) verstehe ich als Zugang zu einer kritischen Geschichtsbewusstseinsbildung in der Gegenwart.

Antiziganistischen Rassismus spezifisch betrachten

Dabei lässt sich gerade am antiziganistischen Rassismus zeigen, wie wichtig eine spezifische Beachtung ist. Die verspätete Anerkennung des Genozids an den europäischen Sinti*zze und Rom*nja ist ein bedeutendes Element in der aktuellen Auseinandersetzung mit antiziganistischem Rassismus. Im Nationalsozialismus ist aus dem verbreiteten und über Jahrhunderte tradierten Ressentiment gegen die als Zigeuner bezeichneten Europäer*innen eine »Rassenutopie«¹¹ gemacht worden. Zu »Rassenforscher*innen« erklärte »Expert*innen« haben ihre Körper vermessen und sie in die aus dem Kolonialismus übernommenen Rassenkonzepte eingeordnet, um die so rassifizierte Gruppe von denen zu unterscheiden und abzusondern, die zur

sogenannten Volksgemeinschaft gehörten. Mit dem »Auschwitz-Erlass« von 1942, der die Deportation von europäischen Sinti**z*ze und Rom**n*ja in das als Zigeunerlager bezeichnete Terrain in Auschwitz-Birkenau verfügte, begann der systematische Massenmord, dem nach neueren Forschungen etwa 200.000 Sinti**z*ze und Rom**n*ja zum Opfer gefallen sind¹² und den die Bundesregierung erst 1982 als Völkermord anerkannt hat. Der Begriff »Holocaust« steht auch für diesen Tatkomplex und verbindet die Leidensgeschichten von Jüdinnen**J*uden, Sinti**z*ze und Rom**n*ja, ohne deshalb die Unterschiede auszublenden.

Anerkennungskonflikte der Gegenwart lassen sich nicht an der Verbrechensgeschichte der Vergangenheit austragen. Wenn den historischen Opfern Anerkennung und ein würdiges Gedenken zukommen sollen, dann sollte sich dies auf ihre jeweils spezifische Geschichte beziehen und nicht einen Gegensatz zu einem anderen, lange mühsam erkämpften Gedächtnis herstellen. Die zu beobachtende Attraktivität des postkolonialen Erinnerns in der Gegenwart führe ich unter anderem darauf zurück, dass der Themenkomplex bisher nicht etabliert und insbesondere nicht schulisch besetzt ist. Postkoloniales Erinnern wird nicht assoziiert mit bekannten und staatstragenden Appellen, sondern erscheint als etwas Rebelliges, Neues, für das es noch kaum eingeführte Formen gibt. Demgegenüber wird das Holocaust-Gedächtnis der (weißen) Dominanzkultur zugeordnet – in Verkennung der Jahrzehnte von Erinnerungs- und Schuldabwehr, die bis heute nachwirken, und um den Preis der Dethematisierung von sekundärem Antisemitismus, der sich nach Auschwitz ausgebreitet hat und den Jüdinnen**J*uden einen Profit an der Erinnerungskultur unterstellt. Die Aktualität dieses Antisemitismus ist offensichtlich und zeigt sich in neu-rechten Bewegungen in aggressiver Form. Davon sollten sich alle abgrenzen, denen an historischer Selbstreflexion gelegen ist.

Wenn das postkoloniale Gedächtnis um den Preis neutralisierender Gleichsetzungen zu den NS-Verbrechen etabliert werden soll, dann wird hier für ein legitimes und bedeutendes Anliegen das falsche Objekt gewählt. Angemessener für eine postkoloniale Erinnerungskultur ist es aus meiner Sicht, beim Gegenstand selbst zu bleiben, die Kolonialverbrechen genauer zu erforschen und der Opfer würdig zu gedenken.

Prof. Dr. Astrid Messerschmidt ist Professorin für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Geschlecht und Diversität an der *Bergischen Universität Wuppertal*. Einige ihrer Arbeitsschwerpunkte sind: migrationsgesellschaftliche

Bildung und Rassismuskritik, Antisemitismus und Antiziganismuskritik, sowie Bildungsarbeit zu den Nachwirkungen des Nationalsozialismus.

Dieser Beitrag erschien bereits im zeichen 1/2022.

-
- 1 Sznajder, Natan (2020): Rassismus versus Antisemitismus. Debatte um den Intellektuellen Achille Mbembe verläuft nach Drehbuch, www.tagesspiegel.de/politik/rassismus-versus-antisemitismus-debatte-um-den-intellektuellen-achille-mbembe-verlaeuft-nach-drehbuch/25833966.html (Tagesspiegel vom 17. Mai 2020) (abgerufen am 28. Januar 2022)
 - 2 Ebd.
 - 3 Holz, Klaus/Kiefer, Michael (2010): Islamistischer Antisemitismus. Phänomen und Forschungsstand, in: Stender, Wolfram et al. (Hrsg.): Konstellationen des Antisemitismus. Antisemitismusforschung und pädagogische Praxis, Wiesbaden: VS Verlag, S. 109–137: 124.
 - 4 Adorno, Theodor W. (2001 [1951]): Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 200.
 - 5 Vgl. Bauman, Zygmunt (2002): Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust, Hamburg: Hamburger Edition.
 - 6 Messerschmidt, Astrid (2009): Weltbilder und Selbstbilder. Bildungsprozesse im Umgang mit Globalisierung, Migration und Zeitgeschichte, Frankfurt/M.: Brandes & Apsel, S. 174 ff.
 - 7 Vgl. Frei, Norbert: Was sie stört, in: Süddeutsche Zeitung, 18. Juni 2021.
 - 8 Klävers, Steffen (2018): Postkoloniale Normalisierung: Anmerkungen zur Debatte um eine koloniale Qualität von Nationalsozialismus und Holocaust, in: Zeitschrift für kritische Sozialtheorie und Philosophie, Heft 5/2016, S. 103–116: 108.
 - 9 Ebd.
 - 10 Kößler, Reinhart (2005): Kolonialherrschaft – auch eine deutsche Vergangenheit, in: Lutz, Helma/Gawarecki, Kathrin (Hrsg.): Kolonialismus und Erinnerungskultur. Die Kolonialvergangenheit im kollektiven Gedächtnis der deutschen und niederländischen Einwanderungsgesellschaft, Münster: Waxmann, S. 23–40: 36.
 - 11 Zimmermann, Michael (1996): Rassenutopie und Genozid. Die nationalsozialistische »Lösung der Zigeunerfrage«, Hamburg: Hamburger Edition.
 - 12 Fings, Karola (2019): Der Völkermord an den Sinti und Roma im Deutschen Reich. Lokale Initiativen und nationalsozialistische Rassenpolitik, in: Einsicht 2019 – Bulletin des Fritz Bauer Instituts, 11. Jg., Ausgabe 20, S. 6–15: 13.

Störung hat Vorrang

Von der Notwendigkeit christlicher Antisemitismuskritik

Ein neues digitales Bildungsangebot für Gemeinde, Schule und Interessierte stellt praktische Hintergrundinformationen und Bildungsmaterialien für den kritischen Umgang mit Antisemitismus in und um Kirche bereit.

Christian Staffa

Kaum ein Mensch versteht sich heute normalerweise dezidiert und offen als Antisemit*in oder als antisemitisch.¹ Gleichwohl stellen wir fest, dass bestimmte antijüdische oder antisemitische Bilder besonders in Krisenzeiten wie der Coronapandemie an die Oberfläche kommen. Viele kirchliche Stellungnahmen machen dabei sehr deutlich, dass Antisemitismus als Sünde verstanden werden muss. Gleichzeitig scheint vielen Akteur*innen das Verständnis dafür zu fehlen, wie wir als Kirche in Theologie und Religionspädagogik doch immer noch Bilder tradieren, die von der Negativfolie des Judentums das eigene Positive sich selbst zuschreiben. Und wir stellen nicht erst seit Demonstrationen von Coronaleugner*innen fest, dass in den säkularen Varianten des Antisemitismus eine christliche Stereotypisierung weiterlebt, ohne dass dieser Ursprung bewusst ist oder reflektiert wird.

»Schwerlich aber ist die religiöse Feindschaft, die für zweitausend Jahre zur Judenverfolgung antrieb, ganz erloschen. [...] Religion ward als Kultur- gut eingegliedert, nicht aufgehoben.«²

Nach Horkheimer und Adorno fand eine Veränderung der Rolle christlicher Religion statt, doch die Relevanz religiöser Motive im Antisemitismus bleibt bestehen.

Das erfordert aus unserer Perspektive christlich motivierte und begründete Antworten, die sich mit dieser kultur- und religionsgeschichtlichen Konstellation auseinandersetzen und Verantwortung übernehmen. Denn für die christliche Theologie gilt, dass die Bearbeitung des Antisemitismus zentral ist für die schmerzhafteste Aufarbeitung eigener Gewalttraditionen, für ein Akzeptieren der Ambivalenzen im Glauben und für den Verzicht auf christliche Identitätsbildung durch Ab- und Ausgrenzung gegen »die Juden« – die immer wieder auch gewaltförmige Ausmaße annimmt.

Abwehr von Ambivalenzen, Identitätsbildung durch Ausgrenzung gerade im Bereich des Nationalen sind auch im säkularen Antisemitismus virulent. Hier hilft die klassische begriffliche und historische Trennung von Antisemitismus

und christlichem Antijudaismus nicht recht weiter. Für eine Analyse dieser Art von Antisemitismus hilft die verstörende Einsicht, die die Kritische Theorie schon 1944 formulierte:

»Im Bild des Juden, das die Völkischen vor der Welt aufrichten, drücken sie ihr eigenes Wesen aus. Ihr Gelüste ist ausschließlicher Besitz, Aneignung, Macht ohne Grenzen, um jeden Preis. Den Juden, mit dieser ihrer Schuld beladen, als Herrscher verhöhnt, schlagen sie ans Kreuz, endlos das Opfer wiederholend, an dessen Kraft sie nicht glauben können.«³

Mechanismen der Projektion auf die Anderen durchbrechen

Diese Projektions- und Delegationsmechanismen gilt es zu durchbrechen, denn sie machen sich destruktive Bilder vom Anderen, um das Eigene zu idealisieren. In christlicher Tradition wird solches als Sünde bezeichnet. Sie führen zu einer Dualisierung der Weltsicht. Im Vergleich mit den antisemitischen Bildern von den hartherzigen, rachsüchtigen, gesetzlichen, lieblosen, frauenverachtenden, kriegerischen Juden können sich Christ*innen zugewandt, liebevoll, solidarisch, aufgeklärt und progressiv fühlen. Unsicherheiten, Zweifel, innere Abgründe werden ausgelagert auf das jüdische Gegenüber. Das »Gerücht über den Juden« (Adorno) überbrückt auch ideologische Widersprüche und verbindet unterschiedliche politische Lager, was dann beispielsweise bei der Be- und Verurteilung israelischer Politik nicht selten ans Tageslicht kommt.

Das Anliegen der Broschüre ist zu stören, jedoch nicht zum Selbstzweck, sondern um Konstruktives entgegenzusetzen. Neue Selbstbilder braucht das Land, die Ambivalenzen nicht in Aggression gegen das jüdische Gegenüber auflösen. Diese Selbstbilder sind auch für Genderthemen und Rassismuskritik fruchtbar zu machen, weil dort ähnliche Projektions- und Delegationsmechanismen virulent sind. Wir versuchen daher, neue Selbstbilder anhand von biblischen Bildern und antisemitismuskritischen Elementen für Religions- schulbücher zu präsentieren und damit zum besseren Selbst-, Bibel- und Weltverständnis anzuregen.

Bildstörungen: biblisch anders erzählen

Die biblischen Geschichten, die wir anders erzählen wollen, haben wir an der *Evangelischen Akademie zu Berlin* mit dem Projekt *Bildstörungen* als antisemitismuskritische Bibelauslegungen beschrieben. Wir hoffen, auf diese Weise der Verantwortung für eine zeitgemäße Antisemitismuskritik gerecht zu werden. Dazu sind Texte ausgewählt, deren antijüdische Rezeption in den gegen-

wärtigen antisemitischen Topoi wirksam ist und deren Rückführung auf ihre biblischen Ursprünge eine andere Interpretation ermöglicht.

Einige dieser Negativbilder finden sich immer noch, und leider auch nicht selten, in unseren Religionsschulbüchern. In einem zweiten Schritt gehen wir in der Broschüre deshalb verbliebenen antijüdischen Spuren nach, nicht um Verlage oder Autor*innen zu überführen, sondern um ein Bewusstsein für eine Veränderung voranzubringen.

narrt und DisKursLab: Antisemitismuskritik vermitteln

Im Rahmen des Netzwerks antisemitismus- und rassismuskritische Religionspädagogik und Theologie (narrt) sind wir auch mit Verlagen und kirchlich Verantwortlichen im Gespräch. In einem dritten Schritt präsentieren wir die schon erwähnten Materialien, entwickelt durch das Projekt DisKursLab an der Evangelischen Akademie zu Berlin, und wollen Jugendliche auf eine Reise mitnehmen zu einem besseren Verständnis der Herkunft jener negativen Stereotypisierungen. Der inhaltliche Bogen der Broschüre endet damit gleichsam didaktisch, um Bildungspraxis zu inspirieren und die strukturelle biblische Mehrdeutigkeit pädagogisch lebendig umzusetzen. Denn solche altneuen biblischen Erzählungen sind in unserer Gegenwart dringend notwendig.

Störung hat Vorrang. Christliche Antisemitismuskritik als religionspädagogische Praxis

Hier steht die Publikation mit den Materialien zum PDF-Download zur Verfügung. Die Materialien sind unter Commons-Lizenz frei nutzbar:

<https://narrt.de/stoerung-hat-vorrang>

Dr. Christian Staffa ist Studienleiter an der Evangelischen Akademie zu Berlin. Seit Oktober 2019 ist er EKD-Beauftragter für den Kampf gegen Antisemitismus.

-
- 1 Siehe hierfür das Beispiel einer »positiven« Besetzung des Antisemitismus bei Otto Dibelius (1928): »Ich habe mich trotz des schlechten Klangs, den das Wort angenommen hat, immer als guten Antisemiten verstanden. Gott segne unsere Osterbotschaft.« Zitiert bei Wolfgang Gerlach, Als die Zeugen schwiegen, Berlin 1993, 44.
 - 2 Theodor W. Adorno; Max Horkheimer: »Elemente des Antisemitismus. Grenzen der Aufklärung« (1944), in: dies.: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Frankfurt a. M. 1998, 177–217, hier 185.
 - 3 Theodor W. Adorno; Max Horkheimer: ebd., 177.



ZUSAMMENHALT IN VIELFALT – JÜDISCHER ALLTAG IN DEUTSCHLAND



Die Bilder des Fotowettbewerbs der Initiative *kulturelle Integration* 2021 zeigen jüdische Lebenswelt in ganz unterschiedlichen Facetten, die in der Mehrheitsgesellschaft oft nicht wahrgenommen werden: verschiedene Generationen, unterschiedliche Glaubens- und Lebensentwürfe, Menschen, die seit Langem oder Kurzem in Deutschland leben.

Die Initiative hat 2022 den **Schreibwettbewerb »L'Chaim«** ausgerufen. Die prämierten Bilder und Texte finden Sie hier:

www.kulturelle-integration.de/aktuelles/fotowettbewerb

www.kulturelle-integration.de/schreibwettbewerb

IV. Literatur und Film

Kühne Geschichten

Beate Barwich

Peter von der Osten-Sacken: Die Bibel und ihre kühnen Geschichten.

Das Evangelium nach Lukas. Für Kinder zwischen 12 und 120 Jahren erzählt, 160 Seiten, Kadmos 2023

Mit diesem Band erscheint ein zweites Mal eine beeindruckende Bibel für Kinder und Erwachsene. Es gelingt dem früheren Professor für Neues Testament und Christlich-Jüdische Studien in Berlin, diese Einführung in ein Evangelium inhaltlich kurz und knapp und dennoch reich zu gestalten. Gleichzeitig gibt er einen tiefen Einblick in die Welt des heilsgeschichtlichen Denkens. Gerade Lukas vermag am besten zu vermitteln, wie sehr das Evangelium Jesu mitten in die Weltgeschichte gehört. Denn »das Evangelium des Lukas ist in seinem Kern ein Evangelium des Friedens«.

Der Autor schildert den Bericht von der Sendung Jesu nahe am Text und wird dabei von einer großen Freude an der Botschaft geleitet. »Maria ist die berühmteste Frau der Weltgeschichte geworden und hat diesen Platz zweitausend Jahre lang behalten.« Hier klingt ein neuer Stil an, der uns hellhörig macht und neuen Erfahrungen Raum gibt.

Die Idee ist, christlich-jüdisch und im Dialog zu denken, sodass es jüdischen Leser*innen möglich ist, dieses ungewöhnliche Buch anzunehmen.

Er vermeidet es, akademisch klingende Begründungen zu geben. Er versucht vielmehr die Zusammenhänge narrativ zu deuten. Jesus erfüllte eine doppelte Aufgabe: Als Messias bezeugte er die Nähe der Gottesherrschaft: »Wenn ich die

Dämonen durch den Finger Gottes austreibe, so ist das Reich Gottes zu euch gekommen.« Und ebenso bekannt ist: Jesus hat sich mit dem Menschensohn aus der Prophetie des Daniel identifiziert. Die Frage Johannes des Täufers »Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten?« knüpft hier an.

Die Auslegung des 18. Kapitels trägt die Überschrift: »Wer wird in das Reich Gottes kommen?« Jesus gibt verschiedene Antworten. Aber in allem, was noch kommt, kommen die großen und vitalen Themen wie Frieden und Gerechtigkeit, Freundschaft und Gesellschaft sowie der Bezug zur Gegenwart heute deutlich zu Wort.

Der Blick in die Geschichte des Tempels, des kultischen und geistigen Mittelpunkts des jüdischen Volkes, gehört zum zeitgeschichtlichen Hintergrund – und Jesus weiß, dass der Feind aus Rom kommen wird. Dann wird kein Stein mehr auf dem anderen bleiben. Sein Leiden verbindet sich mit dem Leiden des Volkes und der Stadt. Er erinnert die Jünger daran, diese seine Worte nicht zu vergessen.

Jesus begann seine Wirksamkeit mit einer aufrüttelnden Jesaja-Predigt in Nazareth. Mithilfe der jüdischen Studien und der mündlichen Lehre erkennen wir, dass vieles durch die Propheten vorgebildet worden ist. Und dass von daher das Jesusbild geprägt wird. Denn es sind nicht nur die Hymnen, die dem Namen Jesu Glanz geben, es sind auch die großen Worte der Bergpredigt und die einzigartigen Gleichnisse vom Kommen der Himmelsherrschaft.

Die Überschrift zur Passionsgeschichte in Kapitel 22 und 23 versieht der Gelehrte mit den Worten »Der große Schmerz« und legt hier eine neue Deutung der Zusammenhänge im Geschichtsbild des Lukas vor. Nicht die weltlichen Mächte bestimmen das Geschehen, vielmehr ist es die Macht der Finsternis. Jesus nimmt den Leidenskelch an, aber nicht aus der Hand von Menschen. »Er leidet einen Tod anderen zugute.« Der Blick Jesu ist schon jetzt auf den Himmel gerichtet, wenn er die Einsetzungsworte zum letzten Mahl spricht: »Dieser Kelch ist das Neue Testament in meinem Blut, das für euch vergossen wird.«

Inwiefern die Überlieferung des Prozesses vor dem Hohen Rat historisch zuverlässig ist, ist schwer zu beurteilen. Zutreffend ist zweifelsohne, dass es einen Prozess gegeben haben muss – vor dem Hintergrund des jüdischen Rechts vom »Gesetz der Stunde«.

Der Heilsweg Jesu ist einerseits an sein Ziel gekommen und andererseits beginnt nun sein segensreiches Wirken unter den Völkern.

Beate Barwich, Theologin und Religionspädagogin.

Literaturempfehlungen

Helmut Ruppel

Den Satz »Man kann nicht alles lesen« höre ich
am häufigsten von Leuten, die fast nichts lesen.
Jürgen Hosemann

Jüdische Lebenswelten

Tom Segev: Jerusalem Ecke Berlin. Erinnerungen.

Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama, Siedler Verlag, München 2022,
416 Seiten, 32 Euro

Liegt der Titel im Buchladen auf dem thematischen Büchertisch »Israel, Ecke Weltliteratur«, hat er den angemessen sprechenden Platz gefunden, so unbewusst wie punktgenau ... Und wenn er in »Blau-Weiß« leuchtet, den Nationalfarben Israels, die aber rechts oben und links unten von den brennenden Weltgeschehnissen bedroht sind, ist die zu erwartende Herausforderung des Buches nicht mehr abzuweisen.

Tom Segev, prägend-pointierte journalistische Stimme des modernen Israel, ist seinem Buch in Deutschland nachgereist, ist in vielen Interviews, Lesungen und Seminaren gelassen engagiert präsent. Viele Interviews sind lebhaft und rasch, oft mehr vom Interesse an Segev denn von Kenntnis seines Buches bestimmt, denn das Buch könnte ein gediegenes Geschichtsstudium ausfüllen – sieht man sich das Personenregister an, steht die Frage auf: Wer auf dieser Welt ist nicht erwähnt? Von Albert Speer bis Simon Wiesenthal, Hannah Arendt bis Baldur von Schirach – der Bogen umspannt mehr als die Ecke Jerusalem–Berlin. Und ein »Eckensteher« war Segev in seinem Leben keine Sekunde, viel eher einer mit Kanten und Ecken.

1945 in Jerusalem geboren, nur wenig älter als sein Land, begleitet er diese jüngere Schwester aufmerksam, liebevoll, scharfäugig und weiser werdend von Tag zu Tag bis heute. Zum 75. Geburtstag Israels wird auch er viel jenen zu erzählen haben, die seine Bücher der historischen Begleitung noch nicht lesen konnten: »Die ersten Israelis. Die Anfänge des jüdischen Staates« (1984), »Die siebte Million« (1993), »Es war einmal ein Palästina« (2000) und die Biografien von Simon Wiesenthal (2010) und David Ben-Gurion (2018), um nur diese zu nennen. Für seine Dissertation arbeitete er auch in Berlin, in Dahlem

auf dem Gelände zwischen Wasserkäfersteig und Täubchenstraße, in einer Bunkeranlage, die – in krassestem Kontrast zu den lieblichen Straßennamen – die fürchterlichsten »Dokumente« der NS-Zeit enthielt, dem Berlin Document Center.

Berlin selbst nennt er eine »Stadt ohne Frohsinn«, was nicht für andere Orte Deutschlands gilt, das er viel und intensiv bereist. Die Schilderung der Haftentlassung Speers und von Schirachs in Spandau ist ein Alptraum-Kapitel. Später besucht er Speer und es geht ihm durch den Kopf: »Da drücke ich eine Hand, die auch Hitler gedrückt hat.« Andere Kapitel sind wohlthuend, erheiternd, mit Weisheit, Witz und Herzengüte geschrieben. Ob er nun Teddy Kollek porträtiert, den charismatischen Bürgermeister von Jerusalem, Mutter Teresa, Bärbel Bohley, Hannah Arendt oder Anwar as-Sadat – immer sind es Menschen mit Geschichten.

Und hier schlägt auch das Herz des Buches: Segev ist überzeugt, »dass Deutschland inzwischen für Israel das wichtigste Land ist, gleich nach Amerika. Politisch, wirtschaftlich, militärisch, wissenschaftlich und kulturell gibt es für Israel kein wichtigeres Land ... Wie anormal die Beziehungen zwischen Deutschland und Israel immer noch sind, das war interessant zu analysieren (gemeint ist das Gedenken an das Attentat in München). Gleichzeitig gibt es aber trotzdem eine Wärme und eine Kooperation, die Israel – außer mit den USA – sonst mit keinem anderen Land hat« (*Jüdische Allgemeine*, 15. November 2022). Die Geschichte dieser beiden Länder und ihrer Menschen bewegt ihn und hat ihn zu diesem Buch bewegt.

Tom Segev erzählt von seinem Enkel Ben: »Eines Tages sagte er unvermittelt zu mir: ›Opa, weißt du, ich habe Worte fürchtbar gern.« Da kann Segev nur noch antworten: »Ich auch.« Die beiden letzten Worte des Buches – gewiss nicht des Autors ... Und es gilt ebenso für das intensive Deutsch der Übersetzerin Ruth Achlama. Die »Erinnerungen« von Tom Segev eignen sich vorzüglich zu einer elementaren Einführung in die Geschichte des Landes Israel für alle Freiwilligen von ASF, deren Weg dorthin führt.

Dori Pinto: Der Mond über Jerusalem. Roman.

Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama, Kein & Aber Verlag, Zürich 2022, 400 Seiten, 25 Euro

Versucht Tom Segev die weltpolitischen Horizonte, in denen Israels Geschichte verläuft, zu skizzieren, so beugt sich Dori Pinto mit einer erzählerischen Lupe über die Alltagsstrukturen der großen und alten Stadt Jerusalem. Ebenso weit sind auch die beiden Verfasser auseinander: ein weitblickender politischer Zeitgenosse hier, ein literarischer Debütant von 62 Jahren da. Er siedelt die Porträtausschnitte seiner fünf Hauptpersonen um den 16. Juli 1969 an, den Starttag der Apollo 11, die ein Weltbild, ein Weltgefühl, ein Weltverständnis veränderte.

Wie aber nun die Weltgeschichte in das Leben dieser fünf Menschen eintritt und ihre sieben Tage in der Woche verändert, wird anteilnehmend und liebevoll erzählt. Man lernt Jerusalem kennen, fern von den Reiseleitersätzen, fern von den Orten, die man gesehen haben muss, fern von allen Attraktionen und Herzklopfplätzen. Und nach 100 Seiten wohnt man auch in einer der Nebenstraßen und kauft auch ein in dem kleinen Café in der Gasse dort drüben. Und man beginnt zu vergessen, dass der Apollo-Start die Welt verändern wird, aber die Tage miteinander in dieser Stadt vielfältiger und unvergesslich bleiben.

Haaretz schrieb von diesem Roman als einem »wunderschönen Gewebe«. Ja, so ist es, wenn ein Erzähler seine Figuren liebt und wie schon bei Tom Segev Ruth Achlama sie wieder in ein wohlklingendes Deutsch übersetzt.

Joshua Cohen: Die Netanjahus oder vielmehr der Bericht über ein nebensächliches und letztlich sogar unbedeutendes Ereignis in der Geschichte einer sehr berühmten Familie.

Aus dem Englischen von Ingo Herzke, Schöffling & Co. Verlag, Frankfurt a. M. 2022, 288 Seiten, 25 Euro

»Mordant« lautet das erste Wort in der Begründung des Pulitzer-Preises 2022 für Cohens »Roman« über die »The Netanyahus«, die aber von der Gattin des Erzählers im Laufe der Erzählung nur noch entnervt die »jahus« genannt werden. »Mordant«, der Verlag übersetzt »bissig«, das ist nicht falsch, aber zu »tierisch«; treffender wäre »sarkastisch, scharf, mit beißendem Spott«, wörtlich müsste man sagen: »beizend, abbeizend«, also alles mit Spott weg-brennend, was nur Vorbau, Staffage, Dargestelltes ist. Da Cohens Familie aus

Deutschland stammt, darf man ihn in eine Reihe mit Börne, Heine und Tucholsky stellen, erlaubt sei auch Karl Kraus. Also wider jeden »Schmus«.

200 Jahre später im heutigen New York, wo Cohen lebt, könnte dieser Ton »mordant« sein. Vom Schmus bleibt nichts. Bei Saul Bellow, Bernard Malamud, Philip Roth, den Brüdern im Geiste, gab es nie Schmus ... Wenn man Aufnahmen von Lesungen ansieht, lernt man einen lebhaften, knorzig-amüsierten, unwillig-gutgelaunten, ständig seine rutschende Kippa zurecht-rückenden Cohen kennen, dem man alles zutraut.

Im Buch geht es allerdings nicht um den amtierenden Netanjahu, sondern den Vater des israelischen Ministerpräsidenten, der dringend eine Festanstellung an der amerikanischen Universität braucht, an der als einziger Jude der Erzähler lehrt, was ihn zum Vorsitzenden der Berufungskommission qualifiziert, zu dessen Aufgaben es gehört, den Kandidaten zu begleiten und im besten Sinne zu »unterhalten« – was sich höchst bizarr gestaltet, weil der Bewerber im tiefen Winter mit Frau und drei Söhnen in einem geliehenen Oldtimer – Jahrzehnte TÜV-fern – anreist.

Dies alles webt Cohen in das Grundproblem jüdischer Existenz – Israel in der Diaspora, die Diaspora und die Jüdinnen*Juden – ein, mit Empfehlungsbriefen der extraordinärsten Sorte, klug-irrlichternden Seminardebatten, häuslichen Katastrophen mit meschuggenen Familienexzessen. Und alles mit schmerzdem Sarkasmus, messerscharfer Satire, einem Humor so voller Selbstironie, dass man Woody Allen in die Nähe des Sandmännchens rücken muss! Die bekümmerte Studie der amerikanischen Universität, aber auch der Jerusalemer mit Buber und Scholem treibt einem Tränen des Lachens und Weinens in die Augen. O himmlische Mächte, die Pulitzer-Preis-Jury war einstimmig, das war wohl euer Werk?! Am Ende – Abspann und Gastauftritte – wird alles zurechtgerückt und wohltuend in die reale politische Welt eingeordnet, die Personen erhalten mit Respekt und angemessen ihren historischen Ort, der Autor zeichnet sich selbst in die neuere jüdisch-amerikanische Geschichte ein. Am Ende Dank an den Übersetzer Ingo Herzke.

Für mich zum ersten Mal das Buch des Jahres schon im Februar!

Eva Maria Verst-Lizius: Reisen nach Jerusalem. Westdeutsche Christen im »Heiligen Land« und Israel (1950er bis 1970er Jahre).

Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 266, Vandenhoeck & Ruprecht Verlag, Göttingen 2022, 384 Seiten, 75 Euro
Open Access: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:oi68-ss0ar-81810-2>

Aufatmen und erinnern: Meine erste Israel-Studienfahrt – weder Wallfahrt noch Tourismus – unternahm ich mit 24 Studierenden der Religionspädagogik: Kenntnis der biblischen Geografie und erste Eindrücke des heutigen Judentums. Später folgten jährliche Seminarfahrten, ein Studienaufenthalt und spezifisch-thematische Fahrten, zum Beispiel mit Architekt*innen in die »Weiße Stadt« Tel Aviv. Die lernintensiven und lehrreichen Aufenthalte waren geprägt von Peter von der Osten-Sacken und Pierre Lenhardt. Die »Reise nach Jerusalem« war bis 1989 immer ein Abenteuer für West-Berliner. Man flog oft mit Tarom, der rumänischen Fluglinie, stieg in Bukarest um, weil von der DDR kein Flug nach Israel gehen konnte.

Nun, das sind nicht die Themen der sehr aufwendig recherchierten und wohl unterrichteten Dissertation von Eva Maria Verst-Lizius, in der sie ASF ein schönes Kapitel widmet. In der Tat, »Reisen nach Jerusalem« ist ein immerwährender, unaufgebbarer »Zug« in der Christentumsgeschichte, mit unauszahlbaren Pilgergeschichten verbunden, später nimmt Mekka dies auf. Welche Gestalt dies nach der Shoah annahm, greift diese große Studie auf.

Einen besonderen Nerv trifft sie am Schluss mit dem Begriff »Deutungsmacht«. Wandere ich mit »Biblisches Reisen« in den Sandalen Jesu oder sitze ich mit Rabbinerschülern in einem liberalen Seminar oder plane ich in der Propstei in Jerusalem Projekte für Schulgruppen oder schneide ich nachts Rosen im Kibbutz Nes Ammin für die Nachtmaschine zum Blumenmarkt in Rotterdam – wie deute ich meine Präsenz, wie wird sie mir gedeutet?

Shelly Kupferberg: *Isidor, ein jüdisches Leben.*

Diogenes Verlag, Zürich 2022, 240 Seiten, 24 Euro

»Mein Urgroßonkel war ein Dandy. Sein Name war Isidor. Oder Innozenz. Oder Ignaz. Eigentlich aber hieß er Israel ... er war eigensinnig und voller Stolz ... wie sonst hätte er sich aus Lokutni bei Tłumacz, Tłumacz bei Kolomea, Kolomea bei Lemberg ganz nach oben hangeln können? Bis zu dem Tag, als Menschen ausgelöscht werden sollten ...« Menschen mit *Eigensinn* begegnet man häufig in heutigen Büchern – weil sie im echten Leben seltener werden?

Shelly Kupferberg, in Berlin lebhaft engagiert in der medial-kulturellen Öffentlichkeit, hat den weisen Satz der jüdischen Tradition »Die Kette der Generationen darf nicht reißen« wahr gemacht und ist in die Familiengeschichte eingedrungen, mit liebevoller, auch vorm Schrecken nicht kapitulierender Detektivinnenarbeit. Die führt sie nach Tel Aviv (zum Hängeboden in der großelterlichen Wohnung, wo die Kartons mit alten Briefen liegen) und nach Wien in diverse Archive mit verwunderlichen Quellen, die bringt sie zu Studien und biografischen Rekonstruktionen im Geäst der verzweigten Familie.

Eine wichtige Rolle nimmt auch ihr Großvater, der Historiker Walter Grab, ein. An dieser Stelle musste ich die Lektüre abbrechen, denn ich habe Walter Grab in einem langen Gespräch kennengelernt und wusste damals nichts von seiner Geschichte. Unser Gespräch ging um »frühe Demokraten«, sein Spezialgebiet. Ich erinnere mich, dass er in Nikolaus Lenaus Gedichten politische Spuren witterte, was mir völlig neu war.

Shelly Kupferberg hat mit ihrem Band einen unvergleichlichen weiteren Baustein zu ihrem Untertitel hinzugefügt: »Ein jüdisches Leben«.

Wie so oft erzählt ein Witz auf mehreren Ebenen mehr als viele Erzählungen vom Durchkommen. Einer aus der Freundschaft Isidors macht sich auf den Weg aus der Sowjetunion nach Amerika. Der Grenzbeamte fragt ihn, was das für eine Büste sei, die er mit sich trage. Darauf korrigiert ihn der Jude: »Nicht *was* ist das, sondern *wer* ist das? Lenin!« Der Grenzbeamte ist entzückt und beeindruckt von so viel politischem Rückgrat und wünscht dem Juden viel Glück im Exil. Als dieser in die USA einreist und auch dort vom Zollbeamten befragt wird, wer denn das sei, den diese Büste darstelle, korrigiert der Jude: »Nicht *wer* das ist, sondern: *Was* ist das?« sei die richtige Frage, und die Antwort dazu laute: Platin!

Shelly Kupferberg erzählt Geschichte in Geschichten. Am Ende besucht sie Isidors Grab auf dem Wiener Zentralfriedhof und sieht dort Rehe und Hasen, die grasen. Und ist entzückt, bis sie erfährt, dass Jäger sie auch erlegen; ein Bild für die Gebrochenheit dieser Welt. Unbedingt sehen, unbedingt lesen!

Zum Krieg in der Ukraine

Christina Brudereck: Trotzskraft, Gedichte, Notizen, Essays, Gebete.

2Flügel Verlag, Essen 2021 (3. Aufl.), 184 Seiten, 22 Euro

Das ukrainische Volk hat dem menschenfeindlichen Überfall auf sein Land durch Russland vom ersten Tage an standgehalten. Neben aller solidarischen Hilfe durch befreundete Länder bleibt der Widerstand ein Wunder. Woher kommen diese Überlebensenergie, diese seelische Stabilität, dieser Lebensmut, diese Unerschütterlichkeit, dieses Vertrauen in die Verheißung der Freiheit? Angeregt durch das Buch von Christine Brudereck wage ich die Behauptung: Es regiert eine starke Form des Trotzes. In Trotzphasen emanzipieren sich Kinder. Ostern ist ein großes Trotzfest: Du, Tod, wirst nicht siegen! Das biblische Wort für Trotz, *ometz lev*, heißt wörtlich: »Stärke des Herzens«. Wir erinnern uns an Psalm 27: »Der Herr ist meines Herzens Stärke, vor wem sollte mir grauen?«

Nun hat Trotz keine gute Presse in einer vom Gehorsam geprägten christlichen Mentalität und ist nahe bei Verstocktheit, Widerborstigkeit und – eben – Ungehorsam angesiedelt. Deshalb ist der Begriff »Trotzkraft«, die Kraft, die aus dem Trotz erwächst, gut geeignet, das Widerständige, das »trotz alledem« zu benennen. Lothar Kreyszig verfügte über eine starke Portion Trotzkraft, um ein solch unpopuläres, unzeitgemäßes, lebensstärkendes Projekt wie die Aktion Sühnezeichen auszurufen! Kollegin Bruderecks Band ist ein *Brevier für jede Hand* in diesen unübersichtlichen Zeiten, randvoll mit Impulsen und Texten für Liturgien und Meditationen. Prophetisch, politisch, poetisch und praktisch, wofür die drei Auflagen in kurzer Zeit sprechen. Es gilt, die Trotzkraft zu entfalten und zu gestalten!

Osteuropa: Widerstand. Ukrainische Kultur in Zeiten des Krieges.

Herausgegeben von Manfred Sapper und Volker Weichsel. 72. Jahrgang, Heft 6–8, Berliner Wissenschafts-Verlag, 2022, 480 Seiten, 147 Abbildungen, 32 Euro

Wir wissen nicht, welchen Verlauf der Krieg in der Ukraine im Lauf des Jahres 2023 nehmen wird, doch es lässt sich zum Jahrestag seines Beginns am 24. Februar zu den großen Themen ukrainischer Kultur einiges aufschreiben, festhalten und lernen. Die Themenblöcke dieser herausragenden Publikation sind: Nation und Staat, Krieg und Besatzung, Wort und Buch, Büchermachen

im Krieg, Bild und Ton. Ein Eröffnungsaufsatz heißt »Die Schweigesprache der Wut« und handelt von ukrainischer Dichtung im Krieg (Claudia Dathe).

Wir können diese Dokumentation der kulturellen Selbstbehauptung nur mit sprachlosem Respekt wahrnehmen und den nahezu 40 Autor*innen gerecht werden, wenn wir ihnen unsere gesammelte Aufmerksamkeit schenken. Und von ihrer Trotzskraft Zuversicht lernen.

Miszellen

Augen für die Kunst. 50 Ansichten und Deutungen.

Herausgegeben von Hans Dickel mit Beiträgen von Lorenz und Albrecht Wilkens, Liane Nelius, Marian Wild und Henry Thorau. Starfruit Publication, Fürth 2022, 232 Seiten, 25 Euro

Der große Vorteil, den der Band von Hans Dickel und dem Redaktionsmitglied der ASF-Predigthilfen Lorenz Wilkens, seinem Bruder Albrecht und anderen hat, ist, dass sie uns Bilder vor Augen führen und sie uns mit Aufmerksamkeit lesen lehren: Jacob van Ruisdaels »Eichen an einem See mit Wasserrosen«, Nicolas Poussins »Landschaft mit Matthäus und dem Engel«, Claude Lorrains »Italienische Küstenlandschaft im Morgenlicht«, C. D. Friedrichs »Waldinneres bei Mondschein«, John Constables »Das Dorf Higham am Fluss Stour«, Pieter Claesz' »Stillleben mit Römer und Silberschale«.

Viele weitere Arbeiten führen zu Interpretationen und leiten uns an, »Augen für die Kunst« auszubilden, eine intime Form der Selbsterkenntnis. Das Buch ist eine schöne Schatzkammer, in welche Richtung man seine Schritte auch lenkt. Die Überschriften der Interpretationen führen die Bildtitel sensibel weiter. Im Nachwort schreibt Lorenz Wilkens von einer freien, beweglichen »Anspannung der Aufmerksamkeit« beim unmittelbaren Betrachten der Bilder. Doch im Buch wird sie sich wieder einstellen, gewiss beim Museumsbesuch mit dem Band in der Hand ...

Wie soll die Literatur dich retten?

*Willst du auf die einsame Insel »Robinson Crusoe« mitnehmen
oder doch lieber »Bootsbau für Anfänger«?*

Jürgen Hosemann

Hallelujah: Leonard Cohen, a Journey, a Song

Dokumentarfilm von Daniel Geller und Dayna Godfine, 118 Min., 2022

Angelika Obert

Es ist Bath-Kol, eine weibliche Stimme Gottes, die Menschen so inspirieren kann, dass die Glut in den Worten wieder aufflammt. So, erklärt Leonard Cohens Rabbiner im Film, mag »Hallelujah« entstanden sein: nicht nur ein Song, sondern ein Psalm, der Menschen aus aller Welt verbindet und ein Rockfestival in einen heiligen Ort verwandeln kann. Cohen selbst beschreibt seine Lieder als »Geschenke, die einem nicht gehören«. Dabei weiß niemand besser als er, welche Qual es kostet, bis alle schnelfertigen, vorläufigen Worte verworfen sind und sich die kaum zugängliche Tiefe öffnet, in der Bath-Kol ihr Werk tut.

Mehrere Jahre lang (drei oder sieben? Die Kundigen sind sich nicht einig) hat er am Text von »Hallelujah« gearbeitet, viele Notizbücher vollgeschrieben, mindestens 80 Strophen entworfen und sich dabei auch schon mal in Unterwäsche auf dem Fußboden gewälzt, den Kopf gegen die Wand gehauen und gebrüllt: »Ich kann nicht mehr!« So schwer ist das, wenn einer versucht, Worte zu finden, die seinen Glauben bezeugen, ohne auch nur ein bisschen zu schummeln! Am Ende wird daraus ein Text, rätselhafter noch, als es die biblischen Psalmen sind – gerichtet an einen Gott der Lieder, der sich nicht viel aus Musik zu machen scheint, einen Gott, der sich in Momenten der Lust offenbart, aber die Liebe nicht lehrt. Ein Ja zum Leben, das nie aufhört, wehzutun. Das gebrochene Halleluja – für Unzählige das Gebet, in dem sie sich wiederfinden. Sie spüren das Glühen der Worte, auch wenn ihnen der Text rätselhaft bleibt.

Aber erst einmal stößt ein Lied, von Bath-Kol inspiriert, in der Welt auf Widerstand, selbst wenn es einen so fähigen Produzenten wie John Lissauer findet. Das Label *Columbia* lehnte die Platte ab, für die »Hallelujah« produziert wurde. Vergeblich all die Qualen ...

Aber dann erwies es sich als nur zu wahr, dass Lieder »Geschenke sind, die einem nicht gehören«:

Bob Dylan war der Erste, der Cohens Psalm auf einem Konzert präsentierte. Danach machten sich John Cale und Jeff Buckley das »Hallelujah« zu eigen und rührten mit ihren Versionen die Herzen an. Schließlich kam der Weltruhm mit einer »von allem Unanständigen« gereinigten Version im Soundtrack des Kinderfilms »Shrek«. Gott hat Humor. Leonard Cohen auch, der schließlich

fand, ein bisschen sparsamer dürfte die Sangeswelt mit seinem »Hallelujah« schon umgehen. Aber sie hat es nicht getan: Über 300 Mal wurde der Song gecovered, erklingt auf Hochzeiten und Trauerfeiern, wird in Casting-Shows präsentiert und auf Bahnhöfen hinterm Plastikbecher gekrächzt. Ist aber auch zu Leonard Cohen zurückgekehrt und hat sein grandioses Alterscomeback (nach sechs Jahren in einem Zen-Kloster!) begleitet – mit noch irritierenderen Strophen von der Unmöglichkeit der Liebe. Gleich zu Beginn des Films sieht man ihn bei seinem letzten Livekonzert 2013: alt geworden, auf Knien singt er sein »Hallelujah« in einer Freiheit, die nun doch unwiderstehlich von der Wirklichkeit (der Liebe?) Gottes zeugt. Man kann es sehen in diesem sorgfältig komponierten Dokumentarfilm, wie aus einem begabten Melancholiker ein freier Mensch wird, kann staunen, wie das jüdische Gotteslob durch die Völker funkelt – gebrochen, natürlich. Kann lernen, dass Gottesbindung es nicht nötig hat, Gott lieb und das Leben gut zu reden. Im Gegenteil, sie hält das Nicht-Erlöstsein aus. Dringende Empfehlung: Sich diesen Film nicht entgehen zu lassen!

Buchempfehlung zur Theologie bei Leonard Cohen

Marcia Pally: *From this broken hill I sing to you. God, sex and politics in the work of Leonard Cohen.* T & T Clark, London 2021, Taschenbuch, 24,27 Euro.

Angelika Obert, Pfarrerin i. R., war von 1993 bis 2014 Rundfunk- und Fernsehbeauftragte der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz für den rbb. Sie ist Mitglied der AG Theologie und der Redaktion der ASF-Predigthilfe.





Die ASF-Freiwillige Mirijam besucht 2016 die Shoah-Überlebende Frau Z. Mirijam leistete ihren Dienst bei *Živá paměť* im tschechischen Olomouc.

Kollektenbitte

für Aktion Sühnezeichen Friedensdienste
zum Israelsonntag 2023

Lebendige Begegnungen mit Jüdinnen*Juden , gemeinsames Lernen und tatkräftiges Engagement in jüdischen Sozialprojekten oder bei der Pflege jüdischer Friedhöfe sind Herzensanliegen von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste*. Dabei eröffnet die Anerkennung von Unrecht und Schuld Wege für Begegnung und Verständigung.

In diesem Jahr leisten über 160 Freiwillige in elf Ländern ihre Friedensdienste mit *Aktion Sühnezeichen*. Sie erfahren in ihrem Alltag ganz unterschiedliche jüdische Lebensrealitäten in Europa, Israel und den USA. Sie lernen so mehr über jüdische Geschichte, Kultur, Religion und manche erlernen sogar Hebräisch oder Jiddisch.

Die Freiwilligen halten in Museen und Gedenkstätten die Erinnerung an die Opfer der Shoah wach. Sie unterstützen in liebevoller Zuwendung Überlebende der nationalsozialistischen Verfolgung und ihre Angehörigen. Sie begleiten – vielerorts über jüdische Sozialeinrichtungen – Menschen, die auch heute unter Ausgrenzung und Unrecht leiden.

Erfahrungen, die ein Leben lang prägen, verbinden und wirksam sind: Freiwillige setzen aktiv Zeichen gegen Antisemitismus und andere Formen von Menschenfeindlichkeit.

Mit Ihrer Gabe und Ihrem Gebet stärken Sie dieses Engagement und ermöglichen lebensprägende Begegnungen.

Herzlichen Dank!

Ihre Jutta Weduwen

Geschäftsführerin von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste*



**Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste**



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto: Bank für Sozialwirtschaft Berlin /
IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 / BIC: BFSWDE33XXX
(im April 2023 geänderte Kontodaten)

Informationen zu unserer Arbeit finden Sie auf: www.asf-ev.de



Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin

Telefon (030) 283 95-184 | Fax (030) 283 95-135

 asf.de |  asf_ev |  asf_ev | www.asf-ev.de

Spendenkonto: IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33XXX (im April 2023 geänderte Kontodaten) | Bank für Sozialwirtschaft Berlin

Redaktion: Jutta Weduwen (verantwortlich), Marie Hecke, Thomas Heldt, Matthias Loerbroks, Angelika Obert, Gabriele Scherle, Matteo Schürenberg, Lorenz Wilkens

Gestaltung: Anna-Maria Roch | **Druck:** Druckerei Dülmen

Auflage: 4.200 Stück | **Ausgabe:** April 2023

Bild- und Fotonachweise

Titelbild: Boaz Arad

Seite 6/7: BpB/David Bachar (www.bpb.de/juedischesleben)

Seite 16/17, 32/33, 38/39: ASF/Ruthe Zuntz

Seite 30, 31: IKJ Berlin, Instagram-Kanal

Seite 37: Marius Verdaasdonk

Seite 41: Etz-Hayyim-Synagoge, Chania/Griechenland

Seite 45: Evgenia Lisowski

Seite 49: Matthias Schellenberger

Seite 60/61: Gesche-M. Cordes; Alisa Marhöfer; Detlef Seydel; Yahya Yahyayev (www.kulturelle-integration.de/aktuelles/fotowettbewerb)

Seite 74/75: ASF/Helena Schätzle

Umschlagrückseite: ASF/Helena Schätzle

Foto auf Umschlagrückseite: Der ASF-Freiwillige Leon Mahncke mit Dan Spira, der die Shoah durch Flucht ins Mandatsgebiet Palästina überlebte, Jerusalem 2018.

SEPA-Überweisung/Zahlschein

Name und Sitz des überweisenden Kreditinstituts

Begünstigte: Name, Vorname/Firma

ASF e. V.

IBAN

DE7237020500003113700

BIC des Kreditinstituts/Zahlungsdienstleisters (8 oder 11 Stellen)

BFSWDE33XXX

Danke für Ihre Spende!

Spenden- / Mitgliedsnummer oder Name Spender*in:

PH Israelsonntag 2023

PLZ und Straße Spender*in:

Angaben zu Kontoinhaber*in /Zähler*in: Name, Vorname / Firma, Ort (keine Straßen- oder Postfachangaben)

IBAN

DE

Datum

Unterschrift(en)

Für Überweisungen in Deutschland, in andere EU-/EWR-Staaten und in die Schweiz in Euro.

BIC

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

S P E N D E

Betrag: Euro, Cent

ggf. Stichwort

06

Beleg / Quittung für Auftraggeber*in

IBAN Kontoinhaber*in

Empfänger

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.

Auguststraße 80, 10117 Berlin

IBAN DE72 3702 0500 0003 1137 00

Bank für Sozialwirtschaft Berlin

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste ist wegen Förderung mildtätiger und gemeinnütziger Zwecke nach dem aktuellen Freistellungsbescheid vom 07.02.2022 des Finanzamts für Körperschaften I von Berlin gemäß § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG teilweise von der Körperschaftsteuer befreit und berechtigt, Zuwendungsbesätigungen für Spenden und Mitgliedsbeiträge auszustellen.

Spendenbetrag: Euro, Cent

Ihre Spendenbescheinigung

schicken wir Ihnen jeweils zu Beginn des Folgejahres automatisch zu. Für Beträge bis zu 300 Euro genügt dieser quittierte Beleg zusammen mit Ihrem Kontoauszug als Zuwendungsbesätigung.

Name Auftraggeber*in / Quittungsstempel



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste

Ihre Hilfe kommt an! Bitte unterstützen Sie uns.

Wir verwenden Ihre Spenden und Kollekten, um ...

- ... junge Menschen zu motivieren, gegen Judenfeindschaft, Rassismus und Rechtsextremismus einzutreten.
- ... Überlebenden der Shoah und NS-Verfolgung zuzuhören und ihnen durch kleine Gesten den Alltag zu erleichtern.
- ... einen aktiven Beitrag zu einer Gesellschaft zu leisten, die aus dem bewussten Umgang mit der NS-Gewaltgeschichte wächst.

Geschichte(n) erleben – Verantwortung übernehmen

Als ASF-Freiwillige*r für ein Jahr ins Ausland gehen – jetzt bewerben!

Interessierte können sich in der Regel **bis zum 1. November** für einen Freiwilligendienst im Ausland mit ASF unter www.asf-ev.de bewerben.

Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin
Telefon (030) 283 95-184 | Fax -135 | [f asf.de](https://www.facebook.com/asf.de) | [i asf_ev](https://www.instagram.com/asf_ev) | [yt asf_ev](https://www.youtube.com/channel/UCasf_ev)

Spendenkonto: IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33XXX
(im April 2023 geänderte Kontodaten) | Bank für Sozialwirtschaft Berlin

